Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 146 (1978)

Heft: 48

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE

Schweizerische Kirchenzeitung

48/1978 146. Jahr 30. November

Familie in Kirche und Gesellschaft
Zum Familienbericht. Von
Rolf Weibel 701

Krise der Ehe — Krise des Glaubens
Ein theologischer Beitrag von
Franz Furger 702

Die «Gott-ist-tot-Theologie» (1)
Eine Übersicht von
Kurt Koch 703

Der Priester im Dienst der Versöhnung (1) Die gesellschaftliche und kirchliche Situation 705

Das Beten mit dem deutschen Stundenbuch Eine praktische Einführung von
Walter von Arx 707

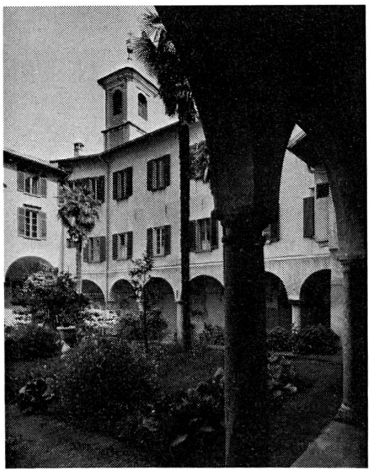
Auf dem Weg zum Familiengottesdienst Ein Kommentar von
Hildegard Bannwart-Krieger 708

Berichte 710

Die Uni Freiburg ist ein grösseres Opfer wert 711

Amtlicher Teil 712

Frauenklöster in der Schweiz
Monastero di Santa Caterina, Locarno (TI) [Augustiner-Orden]



Familie in Kirche und Gesellschaft

Die Familie ist Trägerin der eigenen wie der gesellschaftlichen Tradition; sie ist insofern Grundzelle der Gesellschaft, «als sie diese Gesellschaft nicht nur biologisch, sondern auch in anderen Hinsichten, in sozialer, kultureller, ökonomischer, politischer, weltanschaulicher, religiöser usw. mindestens zum Teil reproduziert»[1]. Deshalb müssten Kirche und Staat und andere gesellschaftliche Kräfte alles Interesse am Ergehen der Familie bzw. an ihrem Wohlergehen haben.

Weil wir aber über die Lage der Familie in unserer Gesellschaft wenig, zu wenig wissen, hat der Nationalrat am 14. März 1973 mit der Annahme des Postulates Butty den Bundesrat ersucht, einen Familienbericht vorzulegen, und zwar einen Lagebericht, der über die strukturelle, soziologische und wirtschaftliche Lage der Familie orientiert, als auch einen Leistungsbericht, der über die Massnahmen des Bundes zugunsten der Familie einen Überblick gibt.

Dieser «Bericht über die Lage der Familie in der Schweiz» wurde erstellt und vor vierzehn Tagen der Öffentlichkeit vorgestellt[2]. Aus zeitlichen wie auch aus finanziellen Gründen wurde leider der Teilbericht über die soziologische Lage der Familie nicht erstellt; als Ersatz wurde dem Familienbericht eine Skizze «Zur Lage der Familie in der heutigen Gesellschaft» von Josef Duss-von Werdt, dem Leiter des Instituts für Ehe und Familie in Zürich, vorangestellt.

Zur Situation der Familie weiss er sehr Bedenkenswertes zu sagen. «Allgemeingültiges jedoch darüber, wie lebensfähig, funktionstüchtig oder gar ‹sinnvoll› die Familie in unserem Land ist, lässt sich beim jetzigen Stand schweizerischer Familienforschung nicht sagen. Es fehlt an gesicherten und repräsentativen Unterlagen der soziologischen und sozialpsychologischen Familienforschung.» Wo auf «die Familie in der Schweiz» verallgemeinert wird, sind es deshalb weniger Verallgemeinerungen von Einzelerkenntnissen, als vielmehr Vorurteile. Dazu Joseph Duss-von Werdt: «Auch die entweder mehr auf Kontinuität bedachten familienfreundlichen oder die der Veränderung verschriebenen familienkritischen Kreise haben oft ihr Werturteil schon gemacht, bevor sie sich ausreichende Kenntnisse der Situation verschafft haben.»

Kenntnisse der Situation, namentlich in bezug auf Struktur und Entwicklung der Familie, kann der Familienbericht mit genauen Daten vermitteln, wobei die Neuheit mancher Information in der statistischen Genauigkeit liegt. Zum Beispiel der starke Rückgang der Eheschliessungen: Seit 1970 ist ein starkes Absinken der rohen Heiratsziffern (Zahl der in einem gegebenen Jahr geschlossenen Ehen auf 1000 Einwohner) zu verzeichnen, so dass im Jahre 1974 die Zahl der Eheschliessungen fast nur noch so gross ist wie 20 Jahre zuvor, als die Gesamtbevölkerung nur ungefähr drei Viertel der gegenwärtigen Bevölkerung ausmachte.

Wer Interesse am Wohlergehen der Familie hat, nimmt solche Da-

ten nicht nur zur Kenntnis, sondern fragt weiter, was er zur Förderung der Familie beitragen kann, «damit diese ihre Funktionen dem einzelnen, der familiären Gemeinschaft und der Gesellschaft gegenüber qualifizierter wahrnehmen kann»[3], treibt also Familienpolitik. Diese muss, wie im Vorwort des Familienberichtes Adelrich Schuler, der Direktor des Bundesamtes für Sozialversicherung sagt, eine materielle und eine ideelle sein. Um die materielle kümmert sich der Staat direkt, um die ideelle jedoch nur indirekt. Er hält sich, so Adelrich Schuler, «aus naheliegenden Gründen bei der Sorge um den geistig-seelischen Bereich der Familie zurück und überlässt hier das unmittelbare Tätigwerden den privaten und kirchlichen Organisationen, deren Aktionen er aber durch Beiträge wirksam fördern kann».

Weil es gerade auch in diesem Bereich um Fragen der Gerechtigkeit geht, kümmern sich die kirchlichen Organisationen mit Recht auch um die materielle Familienpolitik. Weil sich die Kirche insgesamt jedoch über die unerlässliche Auseinandersetzung mit den menschlichen, human- und gesellschaftswissenschaftlichen Problemen hinaus wesentlich auch mit den Glaubensdimensionen der hier anstehenden Fragen zu befassen hat, hat die Schweizer Bischofskonferenz die Errichtung einer neuen Fachkommission «Ehe und Familie» beschlossen und an ihrer letzten Pressekonferenz bekanntgegeben. Der nachstehende Beitrag von Franz Furger, Mitglied dieser Fachkommission, bietet über die thematische Anregung hinaus ein Beispiel, wie hier auf die Glaubensdimension zurückgefragt werden kann.

Rolf Weibel

[1] Joseph Duss-von Werdt, Zur Lage der Familie in der heutigen Gesellschaft, in: Bericht über die Lage der Familie in der Schweiz, Bundesamt für Sozialversicherung, Bern 1978 (zu beziehen bei der Eidgenössischen Drucksachen- und Materialzentrale, 3000 Bern) S. 17.

[2] Siehe Anm. 1.

[3] Joseph Duss-von Werdt aaO. 24.

Krise der Ehe – Krise des Glaubens

Krise der Ehe – niemand zweifelt vernünftigerweise daran, dass es sie gibt: Scheidungsziffern erreichten oder überschritten in den letzten Jahren sogar die Zahl der neugeschlossenen Ehen, genauere Untersuchungen zeigen, dass ein grosser Teil jugendlicher Drogensüchtiger oder Krimineller aus zerrütteten Ehen stammen, und auch ihre Zahl nimmt zu; eine neuere Erhebung unter Rekruten ergab sogar, dass doppelt soviele der Raucher wenig harmonische Familien als Zuhause haben. Der Stress daheim fördert offenbar das Ausweichen zum Nikotin. Denn als Grund für das Rauchen wird das Bedürfnis nach Entspannung in den Vordergrund gestellt.

Solche Symptome liessen sich fast beliebig vermehren, und sie alle würden nur noch vermehrt den Befund belegen: Die Ehe ist in der Krise. Wundert es da noch, wenn immer mehr Paare auf einen Eheabschluss überhaupt verzichten, um unverbindlicher zusammenleben zu können? Sicher fördern in vielen Fällen die noch immer ehefeindlichen Steuer- und Rentengesetze diesen Trend, die eigentlichen Ursachen liegen trotzdem tiefer: man traut der Ehe als einer festen lebenslangen Bindung in unverbrüchlicher Treue nicht mehr. Man traut sie sich selber nicht zu, die Probeehe oder die Ehe auf Zeit drohen zum Dauerzustand zu werden.

Tiefer fragen

Dazu haben wohl viele Gründe beigetragen. Die Auflösung fester, geschlossener Gesellschaftsstrukturen in unserer mobilen städtischen Gesellschaft, wo die Ehe nicht mehr von aussen gestützt wird; die Emanzipation der Frau, die nicht mehr nur als Verheiratete «jemand» ist und sich gebildet und mit eigenem Beruf auch allein durchzubringen vermag; die Aufwertung des Geschlechtlichen, wo sich nach einer langen Zeit weitverbreiteter Leibfeindlichkeit die Sexualität weitgehend verselbständigt hat, haben so ohne Zweifel mitgewirkt. Dabei ist auch diese Aufzählung nicht vollständig, und doch würden selbst all diese Faktoren allein wohl nicht zu einer vollen Erklärung ausreichen.

Gerade der Christ sollte von seinem Glauben her tiefer fragen. Nicht etwa, weil die Auseinandersetzung mit all diesen Faktoren nicht auch hilfreich, ja unerlässlich wäre. Aber dies ist nicht in erster Linie die Aufgabe der christlichen Glaubensverkündigung und wohl schon gar nicht diejenige des ehelosen Priesters. So wichtig die Kenntnis soziologischer und psychologischer Ursächlichkeiten ist und so sehr entsprechende Untersuchungen geleistet werden müssen, der Glaube hat noch tiefer zu fragen.

Wo aber auf diese tiefere Dimension des Glaubens zurückgefragt wird, da ist es stets auch angezeigt, auf die biblische Tradition zurückzugreifen, zum Beispiel auf jene Stelle im Matthäusevangelium (19,3–12), wo Jesus über die Erlaubtheit der nach mosaisch jüdischem Recht mit einem Scheidebrief möglichen Auflösung einer Ehe angesprochen wird.

Da aber macht man auf einmal die doch erstaunliche Feststellung, dass trotz ganz anderer sozialer Umstände in einer so geschlossenen Gesellschaft, wie der des damaligen jüdischen Volkes, die Ehe nicht selbstverständlich gesichert war. Obwohl es keine Emanzipation der Frau gab und im geschlossenen Volk auch keine Sexualisierung der Öffentlichkeit etwa durch Reklame und ähnliches möglich war, gab es offenbar doch eine Krise der Ehe. «Der Herzenshärte der Menschen wegen» gab es auch damals ein Scheidungsgesetz, das es dem Mann ermöglichte, seine Frau zu entlassen. Mit aller Deutlichkeit hält Jesus dagegen zwar fest, dass dies dem «Willen Gottes widerspricht». Aber sogar die Jünger können diese Konsequenz kaum fassen: Offenbar völlig verblüfft beginnen sie zu fragen, ob es unter solchen Umständen denn nicht vielleicht besser wäre, überhaupt auf das Heiraten zu verzichten.

Dies heisst aber nichts anderes, als dass in jedem Fall, menschlich gesehen, die Ehe der Krise, der Unsicherheit ausgesetzt ist; oder umgekehrt, dass bleibende eheliche Gemeinschaft und letzte Gattentreue keine menschlichen Selbstverständlichkeiten sind, sondern etwas, das unter dem Druck unserer Sündigkeit, oder konkreter: unter dem Druck unserer stets irgendwie vorhandenen und wirksamen Neigung zu Selbstsucht und Überheblichkeit, zu Egoismus und Stolz der Gefahr des Scheiterns ausgesetzt bleibt.

Der Erlösung bedürftig

Christlich bedarf daher, wie alles Menschliche, auch die eheliche Gemeinschaft zweier Menschen, selbst wenn sie sich menschlich fest und ehrlich lieben, der Erlösung, das heisst der Befreiung von die-

sem egoistisch sündigen Hang, der das eigentlich und wirklich Menschliche stets neu zu zerstören droht. Oder anders gesagt, die Ehe in bleibender Liebe und Treue, wie sie offenbar dem eigentlichen Plan Gottes entspricht, ist nur in und aus der Kraft des Glaubens zu leben.

Krise der Ehe ist dann aber auch, über alle menschlichen, psychologischen und soziologischen Faktoren hinaus, eine Krise des Glaubens selber. Eigentlich leuchtet es fast von selber ein, dass menschliche Belastungen, Meinungsverschiedenheiten und Interessenkonflikte, die unvermeidlicherweise jede menschliche Gemeinschaft irgendwann einmal belasten, aus einer Haltung von Verzeihungsbereitschaft, von unbedingter Liebe und Treue eher zu meistern sind, als in einer blossen Berechnung des mitmenschlichen Ausgleichs. Wo dagegen ein erster Konflikt nicht aus einer solchen Glaubenshaltung von Offenheit, Hingabe, Toleranz und Verzeihensbereitschaft geregelt zu werden vermag, da mündet er nur allzuleicht in weiteren Streit, und von da ist es dann nicht mehr weit zur eigentlichen Krise. Diese Tatsache schlägt sich sogar in den Bevölkerungsstatistiken nieder: Bei Menschen mit wirklicher, echter religiöser Bindung sind Scheidungen ganz signifikativ seltener als bei solchen, denen eine solche Verwurzelung im Glauben abgeht.

Vor allem aber erhellt im christlichen Glauben erst eigentlich das wahre Wesen, die letzte Dimension der menschlichen Ehe: Sie ist nie bloss ein menschlicher Vertrag oder eine familiäre Zweckgemeinschaft. Sie ist vielmehr unter den Menschen das konkrete, sichtbare Abbild der treuen Liebe Gottes zu den Menschen. In ihrer Unverbrüchlichkeit spiegelt sich Gottes unverbrüchliche Bundestreue und Güte, die menschlicher Existenz erst letztlichen Sinn und Boden zu geben vermögen. Die gute Ehe ist so gelebtes Zeichen und Richtmass für menschliches Leben überhaupt, für die Kinder vor allem, die so am Beispiel ihrer Eltern nicht nur materielle Sicherheit und menschliche Geborgenheit finden, sondern da erst Sinn und Grund menschlicher Existenz überhaupt zu erfahren vermögen.

Dies bedeutet aber: In ihrem tiefsten Grund lebt die Ehe (und dies bedeutet auch Jesus mit aller nur wünschbaren Deutlichkeit schon seinen Jüngern) nur aus dem Glauben an Gott und seine stärkende und tragende Zuwendung zum Menschen. Wo dieser Glaube fehlt, ist sie, wie alles Menschliche, schon bedroht und steht in der Gefahr des Zerfalls, in der Krise also: Krise der Ehe ist so letztlich immer eine Krise des Glaubens, und letztlich ist diese auch erst von da aus, also in einem vollen personalen Sich-Einlassen auf Gott, zu überwinden.

Franz Furger

Theologie

Die «Gott-ist-tot-Theologie (1)

Wer sich heute mit den Ideen, Wurzeln und Nachwirkungen der in der Mitte der sechziger Jahre vorwiegend in Amerika dominant gewordenen «Death-of-God-Theology» auseinandersetzt, wird nach *Leo Scheffczyk* mit dem Einwand rechnen müssen, dass er «etwas schon Überholtes aufgreife und sozusagen nur einen Leichnam exhumiere»[1]. So stellt denn auch gleich zu Beginn seines kritischen Überblickes über diese theologische Strömung der evangelische Theologe *Sigurd Daecke* fest, die Rede vom «Tode Gottes» habe sich als ein «Mythos vom Tode Gottes» erwiesen und infolgedessen sei nicht Gott, vielmehr dieses theologische Denken, das vom «Tode Gottes» ausgeht, «schon wieder tot»[2]. Entsprechend hält *Heinz Zahrnt* die Zeit für einen Nachruf gekommen, wenn er dieser theologischen Bewegung unter dem Motto «Der Tod des ‹Todes Gottes› – ein Nachruf»[3] gedenkt.

Nachruf mit Gegenwartsinteresse

Zwar hält man Nachrufe nur für Verstorbene, aber nun gerade in der Absicht, ihr Leben zu vergegenwärtigen und ihr Erbe als Erinnerung für die Gegenwart wach zu halten. Deshalb hat die Rede vom Tod der «Gott-ist-tot-Theologie» darin zweifellos recht, dass die provokativen Aussagen dieser Theologie weithin aus den Schlagzeilen verschwunden sind und das Stichwort vom «Tode Gottes» seine Signalwirkung eingebüsst hat. Sie würde aber falsch und gefährlich, beruhigte man sich mit der Annahme, die Anliegen dieses theologischen Denkens seien heute völlig unaktuell geworden und man könnte deshalb getrost und unangefochten wieder zur traditionellen theistischen Gotteslehre zurückkehren, gleichsam als hätte es nie eine «Death-of-God-Theology» gegeben.

Dann würde man sich nämlich dem Ruf zur theologischen Selbstbesinnung verwehren, wie er doch gerade in der Absicht eines Nachrufes liegt. Vielmehr ist in aller Offenheit damit zu rechnen, dass zentrale Anliegen dieses theologischen Denkens auch in der heutigen Theologie nachwirken, gleichsam subkutan die heutige theologische Reflexion bestimmen, so dass man den «Tod» dieser Theologie vergleichsweise dahingehend zu interpretieren hätte, dass dem Eisberg bloss die «herausragenden Spitzen abgebrochen» worden sind, seine Masse aber immer noch vorhanden ist und sich untergründig auf uns zu bewegt[4].

Verhält es sich aber in diesem Sinne, dann ist eine Beschäftigung mit dieser theologischen Strömung nicht bloss von theologiehistorischem Interesse, sondern greift in die Mitte gegenwärtigen theologischen Arbeitens ein, in dem sich ja nicht zufällig die Theologie im radikalsten Sinne, nämlich als Gotteslehre, wieder in den Vordergrund geschoben hat. Wer sich heute mit der Gottesfrage beschäftigt, wird deshalb nicht ungestraft an den Zeugnissen der «Gott-ist-tot-Theologen» vorübergehen können, bei denen sich zweifellos intensive Erfahrungen des modernen Menschen verdichtet finden. Vielmehr gilt es, je neu wachen Ohres auf diese Stimmen zu hören.

Weil jedoch bisher – abgesehen von einer Fülle von Aufsätzen und Überblicken[5] – eine zuverlässige und umfassende Darstellung dieser theologischen Bewegung in deutscher Sprache noch ausstand und zudem wichtige primäre Quellen nur in englischer Sprache publiziert worden sind[6], wird man es begrüssen, dass *Klaus Rohmann* dem deutschsprachigen Theologen in einer umfassenden Dokumentation der amerikanischen «Gott-ist-tot-Theologie»[7] einen guten Zugang zu dieser theologischen Strömung eröffnet hat.

[1] L. Scheffczyk, Der Irrweg der Gott-ist-tot-Theologie, in: Schwerpunkte des Glaubens (Einsiedeln 1977) 140.

[2] S.M. Daecke, Der Mythos vom Tode Gottes (Hamburg 1969) 8.

[3] H. Zahrnt, Wozu ist das Christentum gut? (München 1972) 27.

[4] L. Scheffczyk, aaO. 140.

[5] Vgl. nur J. Bishop, Die Gott-ist-tot-Theologie (Düsseldorf 1968); F. Buri, Gott in Amerika (Bern 1970) 63–78; S. M. Daecke, Der Mythos vom Tode Gottes (Hamburg 1969).

[6] Vgl. allerdings den wichtigen von D. Peerman herausgegebenen Sammelband: Theologie im Umbruch. Der Beitrag Amerikas zur gegenwärtigen Theologie (München 1968).

[7] K. Rohmann, Vollendung im Nichts? Eine Dokumentation der amerikanischen «Gott-ist-tot-Theologie» (Zürich 1977) 460 Seiten. Die Zahlen im Text beziehen sich durchgehend auf dieses Buch.

Dabei liegt das Ziel der Studie Rohmanns nicht in der Darlegung einer Herkunfts- und Wirkungsgeschichte oder gar in einer intensiven Auseinandersetzung und Aufarbeitung der durch die «Gott-ist-tot-Theologie» aufgegebenen Probleme, sondern in einer allerdings schwierige Gedankengänge konzis verdichtenden Dokumentation der Aussagen einzelner «Gott-ist-tot-Theologen». Rohmanns zentrales Anliegen besteht deshalb darin, «zunächst noch einmal genauer hinzuhören, was die ‹Gott-ist-tot-Theologen› überhaupt wollen» (20). Auch wenn man in dieser Studie das Fehlen von Hinweisen auf die Wirkungsgeschichte bedauern wird, weil sich die Aussagen dieser Theologen «post festum» eben anders hören lassen und die Dokumentation gerade von den Wirkungen dieser Theologie her verdeutlicht werden könnte, so erfüllt doch nur schon eine konzise Darstellung der wichtigsten Aussagen dieser Theologen, welche zudem mit den Denkergebnissen auch die Denkwege und existentiellen und philosophisch- theologischen Verwurzelungen aufzeigt, ein zentrales Desiderat.

Vom Ziel her ergibt sich auch der Aufbau der Studie Rohmanns: gleichsam nach einer Panoramaaufnahme der amerikanischen «Gott-ist-tot-Theologie» mit so unterschiedlichen Autoren wie Gabriel Vahanian, Paul van Buren, Harvey Cox und William Hamilton (51–90) und nach einer Darstellung ihrer europäischen Entsprechungen bei John A. T. Robinson und Dorothee Sölle (33–35) wendet sich die Dokumentation gleichsam in einer Nahaufnahme den wohl radikalsten Vertretern zu, nämlich dem jüdischen Theologen Richard L. Rubenstein (91–169) und dem christlichen Theologen Thomas J. J. Altizer, der heute allerdings Professor für Englisch und Leiter einer Studienrichtung für das Fach Religion an der Staatsuniversität von New York ist (171–306). Abgeschlossen wird die Studie mit dem Versuch einer Stellungnahme Rohmanns zu zentralen Fragen, welche die «Gott-ist-tot-Theologie» aufgibt (307–424), so dass sich rückblickend Rohmanns Selbstbezeichnung seiner Arbeit als «Dokumentation» nun doch als zu bescheiden ausnimmt. Eine ausgezeichnete Bibliographie (427–450) gibt dem Interessierten weitere wichtige Hinweise. Erschlossen wird die ganze Studie ferner durch ein recht ausdifferenziertes Inhaltsverzeichnis (5–16).

Panoramaaufnahme der amerikanischen «Death-of-God-Theology»

Versteht und vollzieht sich theologische Reflexion wesentlich auch als eine die gegenwärtige Zeit und heutige Erfahrungen in Gedanken gebrachte Bewegung des Geistes, dann wird deutlich, weshalb das Wort vom «Tode Gottes» zumindest eine Zeitlang eine stimulierende und geradezu provozierende Kraft erhalten hat, bringt es doch zum Ausdruck, dass das Wort «Gott» heute für viele Menschen keine Evidenz mehr beanspruchen kann, ja dass nicht nur Gott, sondern auch die Frage nach Gott tot zu sein scheint. Dann stellt sich jedoch sofort die Frage, was denn dieses an sich paradoxe Wort vom «Tode Gottes» überhaupt bedeuten kann und heissen soll.

Dabei wird man sich unwillkürlich an die lange Geschichte dieses Wortes erinnern, etwa an *Jean Pauls* «Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei», an den Ruf des «tollen Menschen» in *Friedrich Nietzsches* «Die fröhliche Wissenschaft»: «Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet!», an *Hegels* zentrale Idee des spekulativen Karfreitags oder gar an den eigentlich christologischen Ursprung der theologischen Rede vom «Tode Gottes», insbesondere in der lutherischen Lehre von der Idiomenkommunikation, wie sie wohl deutlichsten Ausdruck gefunden hat in dem sogenannten «lutherischen Karfreitagslied»: «O grosse Not, Gott selbst liegt tot. Am Kreuz ist er gestorben», das dann allerdings später in die als weniger anstössig empfundene Leseart «O grosse Not, Gottes Sohn ist tot» umformuliert wurde. Von diesen Voraussetzungen der theologischen Rede vom «Tode Gottes» im Zusammenhang der christologischen Lehrentwicklung her wird man aber auch an die vielfältigen christologischen Bemühungen der Gegenwart denken, welche dezidiert vom Kreuz Jesu Christi aus nicht nur christologisch, sondern überhaupt theologisch zu denken versuchen, so dass geradezu von einer «Heimkehr der Rede vom Tod Gottes in die Theologie» (E. Jüngel) gesprochen werden konnte, womit verdeutlicht werden soll, dass die Rede vom Tode Gottes ursprünglich der christlichen Theologie durchaus nicht fremd war, vielmehr unter allerdings präzisen Voraussetzungen notwendig gefordert ist, dann aber in der Tradition ihr fremd geworden ist und heute wieder heimgeholt wird.

Aber auch wenn man den christologischen Ursprung der Rede vom Tode Gottes[8], die perspektivenreiche Herkunftsgeschichte dieses Wortes[9] und die gegenwärtige theologische Heimholung[10] dieser Rede vernachlässigt – Rohmann geht denn auch in seiner Studie auf diese weiterreichenden Zusammenhänge überhaupt nicht ein – und sich ganz auf die amerikanische «Death-of-God-Theology» beschränkt, bleibt das Wort vom «Tode Gottes» noch dunkel genug, und zwar nur schon deshalb, weil es ungemein schillernd ist. Darin liegt auch der Grund, warum es oft schwierig ist zu sagen, welche Autoren eigentlich dieser «Gott-ist-tot»-Bewegung zuzurechnen sind. Insofern handelt es sich bei dieser theologischen Strömung zunächst zweifellos um eine Zufallserscheinung, als mit ihr die verschiedensten Theologen assoziiert wurden, wobei die profane Presse vom Nachrichtenmagazin «Time» bis zum «Playboy» eine nicht geringe Rolle spielte.

Amerikanische Szene

Um nicht einer pauschalen Charakterisierung oder gar einem Pauschalurteil zu verfallen, wird es sich lohnen, die unterschiedlichen Fragerichtungen der verschiedenen «Death-of-God»-Theologen zur Kenntnis zu nehmen. Im Versuch einer solchen Panoramaaufnahme besteht das Ziel des ersten Kapitels der Studie Rohmanns; eine knappe Nachzeichnung der Grundgedanken einzelner Theologen vermag zu zeigen, was die Formel vom «Tode Gottes» jeweils besagt und um welche vielfältige Interessen es sich dabei handelt:

Von einem ausgesprochen kulturkritischen Interesse ist das theologische Denken *Gabriel Vahanians* geleitet (57–61). In seinen Schriften, vor allem in «The Death of God»[11] beklagt er den «Tod Gottes» in der gegenwärtigen amerikanischen Kultur. Wie bereits der Untertitel dieses Buches «The Culture of our Post-Christian Era» und die Überschriften seiner beiden Teile «The Religious Agony of Christianity» und «The Cultural Agony of Christianity» ahnen lassen, ist es gerade nicht ein sich ausbreitender Unglaube, vielmehr ein erneut aufgebrochenes religiöses Interesse, das Vahanian den Anstoss gibt, vom «Tode Gottes» zu reden. Im wesentlichen ist sein Buch deshalb eine theologische Kritik der formalisierten, rituellen und risikolosen Religiosität, die er zusammenfassend als «immanentistische» charakterisieren kann, weil sie sich in psychologischer Lebenshilfe und gesellschaftlichem Wohlverhalten erschöpfe. Solche «Civil Religion» aber bedeute den «Tod» des transzendenten Gottes der

[8] Vgl. E. Jüngel, Vom Tod des lebendigen Gottes. Ein Plakat, in: Unterwegs zur Sache (München 1972).

[9] Vgl. H. Thielicke, Der evangelische Glaube I (Tübingen 1968) 305–565; H. Fries, Abschied von Gott? (Freiburg i. Br. 1971).

[10] Vgl. E. Jüngel, Gott als Geheimnis der Welt. Zur Begründung der Theologie des Gekreuzigten im Streit zwischen Theismus und Atheismus (Tübingen 1977); aber auch J. Moltmann, Der gekreuzigte Gott. Das Kreuz Christi als Grund und Kritik christlicher Theologie (München 1972).

[11] New York 1961, deutsch: Kultur ohne Gott? (Göttingen 1973).

biblischen Offenbarung. Insofern signalisiert das Wort vom «Tode Gottes» in deutlichem Anklang an Karl Barths Kritik der Religion im Namen von Offenbarung und Glaube den «Tod» des lebendigen Gottes der Bibel in der amerikanischen Zivilisation und erweist sich als Verschlüsselung einer radikalen Kritik an der gegenwärtigen Religion und Kultur Amerikas.

Während also die Formel «Gott ist tot» bei Vahanian eine kulturkritische Spitze enthält und sich als Beschreibung eines Urteils über die beklagenswerte gegenwärtige amerikanische Gesellschaft entschlüsseln lässt, erhält sie bei *Paul van Buren* (62–67) eine deutliche sprachanalytische Färbung. Auf dem Hintergrund der in der nordamerikanischen Philosophie und Theologie verbreiteten Sprachanalyse der empirisch-linguistischen Schule beinhaltet sie nämlich wesentlich, dass nicht Gott, sondern das Wort «Gott» tot ist. Weil van Buren alle theologischen Aussagen als ausschliesslich auf den Menschen bezogen versteht und in einer letztlich rein funktionalen Betrachtungsweise nach der säkularen Bedeutung des Evangeliums fragt, geht es ihm bei seiner Suche nach «The Secular Meaning of the Gospel»[12] um die lebenspraktische Bewährung des christlichen Glaubens, gleichsam um seinen Funktionswert für das ethische Verhalten des Menschen heute.

Ebenfalls im säkularen Kontext versucht *Harvey Cox* (68–80) Theologie zu betreiben, nämlich im Kontext der profanen Geschichte und Gemeinschaftsbildungen; gegenüber van Burens sprachanalytischer Orientierung ist sein Denken aber konsequent ethisch ausgerichtet, denn seine säkulare Theologie zielt auf das Handeln des Christen in der Welt, näherhin auf ein politisches Handeln als Dienst an der Gemeinschaft. Fraglich ist allerdings, warum Cox überhaupt zur «Gott-ist-tot»-Bewegung gezählt wird, impliziert doch seine gerade christlich begründete Hochschätzung der modernen Säkularität keineswegs den «Tod Gottes»: «The Secular City»[13] ist eben nicht die «Stadt ohne Gott», wie der Titel der deutschen Übersetzung das eigentliche Interesse von Cox entstellend suggeriert, sondern das sichtbare Zeichen des Reiches Gottes in der Welt.

Eine ähnliche ethische Färbung hat schliesslich die Formel vom «Tode Gottes» bei *William Hamilton* (81–90), der aber seine Theologie ohne Gott nur noch deshalb als christliche zu identifizieren vermag, weil in ihr Jesus Christus eine zentrale Rolle spielt, und zwar vor allem in ethisch-exemplarischer Hinsicht. Wie diese «New Essence of Christianity»[14] die zentrale Stellung Jesu Christi für das Leben des Menschen einsichtig machen kann ohne Verbindung mit dem Gottesgedanken, darin besteht dann allerdings die offene Frage, die gerade Hamilton der heutigen theologischen Reflexion aufgibt.

Europäische Entsprechungen

Ist der genauere Sinn der Formel vom «Tode Gottes» in diesen amerikanischen Theologien äusserst divers, ganz abgesehen von den nicht unwichtigen Verschiebungen, die in der weiteren Entwicklung dieser Theologen selbst zu konstatieren wären, so wird ihr Facettenreichtum noch deutlicher, wirft man einen kurzen Blick auf ihre europäischen Äquivalente:

Ein vorbereitetes Klima fand die Debatte um die amerikanische «Gott-ist-tot-Theologie» vor allem durch die Publikation von «Honest to God»[15] des anglikanischen Bischofs *John A. T. Robinson* (33–41). Sein Versuch einer nicht-theistischen Theologie, und zwar im Anschluss an Paul Tillichs und Dietrich Bonhoeffers Denken und im Gegenzug zum traditionellen supranaturalistischen Theismus, ist dabei letztlich von einem doppelten Anliegen getragen: einerseits von einem hermeneutisch-theologischen, indem verhütet werden soll, dass zusammen mit veralteten Weltbildern auch der christliche Gottesglaube untergeht, und anderseits von einem seelsorgerlich-pastoralen Interesse, das sich der weiten Entchristlichung der Menschen stellen will, die aber gerade darauf zurückgeführt wird, dass im allgemeinen Bewusstsein Gott an einen für das alltägliche Leben unbedeutenden Rand gerückt ist und darum jederzeit ganz aus dem Gesichtsfeld herausfallen kann. Demgegenüber geht es Robinson um die Hereinnahme Gottes in die Mitte des Lebens («an exercise of re-centering») und um den Bezug der ganzen Existenz des Menschen auf diese Mitte. Die Formel des «Todes Gottes» meint so den «Tod» des supranaturalistisch-theistischen Gottesbildes, demgegenüber es Robinson um Gott als Grund des Seins geht, zu dem ein existentieller Zugang vornehmlich in den zwischenmenschlichen Beziehungen möglich ist.

Eine a-theistische Theologie anderer Art findet sich in Deutschland vor allem bei *Dorothee Sölle* (42–50), bei der die Formel vom «Tode Gottes» insbesondere das psycho-soziologisch bedingte Ende der Gott-Unmittelbarkeit des Menschen in der Weise eines ihrer Ansicht nach unmöglich gewordenen Theismus bedeutet, weil und insofern in unserer Zeit Gott nicht mehr unmittelbar erscheine, sondern nur noch in der Vermittlung menschlicher Vertreter. Deshalb postuliert Sölle das Ende der Unmittelbarkeit oder den «Tod» Gottes zugunsten seiner «Stellvertretung»[16], und dies in durchwegs praktischer Absicht: damit der Mensch in der Welt selber verantwortlich handelt. Bedeutet Stellvertretung aber unbedingt Erziehung zu Eigenverantwortung, dann erweist sich Sölles Entwicklung von der «Theologie nach dem Tode Gottes» zur «politischen Theologie» als konsequent.

Kurt Koch

[12] New York 1973, deutsch: Reden von Gott in der Sprache der Welt (Zürich 1965).

[13] New York 1965, deutsch: Stadt ohne Gott (Stuttgart 1966).

[14] New York 1961.

[15] London 1963, deutsch: Gott ist anders (München 1963).

[16] Stellvertretung, Ein Kapitel Theologie nach dem «Tode Gottes» (Stuttgart 1965).

Pastoral

Der Priester im Dienst der Versöhnung (1)

Die deutschen Bischöfe haben am 14. November 1977 unter obigem Titel ein «Wort an die Priester» veröffentlicht. Die schweizerischen Bischöfe haben am 5. Juli 1978 (SKZ Nr. 28/1978) die grosse Bedeutung der Busserziehung für die Kinder dargelegt und Weisungen dazu erlassen. Erziehen zu etwas kann sicher nur, wer selbst von der entsprechenden Haltung geprägt ist. Eine Hilfe zur Besinnung könnte dieses Wort der deutschen Bischöfe sein. Wir bringen es, mit wenigen Auslassungen, verteilt auf die drei ersten Nummern im Advent. Zu beachten ist, dass in Deutschland die Bussfeier mit Absolution nicht eingeführt wurde und dass darum von der Vorbereitung auf diese Feier hin nirgends die Rede ist. Die Anregungen zu einer echten Busshaltung sind jedoch für alle Formen der kirchlichen Busse gültig.

Redaktion

I. Die gesellschaftliche und kirchliche Situation

Zu den wichtigen Fragen unserer Seelsorge gehören jene nach Schuld und Versöhnung, nach der Bedeutung der Busse im christlichen Leben und nach den rechten Wegen, die einzelnen Christen und die Gemeinde in unserer kirchlichen und gesellschaftlichen Situation zu Umkehr und Glauben zu führen. Wir werden aber nur dann der rechten Antwort näherkommen, wenn wir selbst einen vertieften und per-

sönlichen Zugang zu dem finden, was wir verkünden: Zu Umkehr, Busse und Beichte.

Schuld und Entschuldigung in unserer Gesellschaft

Die christliche Rede von der Vergebung der Sünden durch den Tod und die Auferstehung Jesu Christi «trifft auf eine Gesellschaft, die sich von dem Gedanken der Schuld selbst immer mehr freizumachen sucht. Christentum widersteht mit seiner Rede von Sünde und Schuld jenem heimlichen Unschuldswahn, der sich in unserer Gesellschaft ausbreitet und mit dem wir Schuld und Versagen, wenn überhaupt, immer nur bei ‹den anderen› suchen, bei den Feinden und Gegnern, bei der Vergangenheit, bei der Natur, bei Veranlagung und Milieu. Die Geschichte unserer Freiheit scheint zwiespältig, sie wirkt wie halbiert. Ein unheimlicher Entschuldigungsmechanismus ist in ihr wirksam: Die Erfolge, das Gelingen und die Siege unseres Tuns schlagen wir uns selbst zu; im übrigen aber kultivieren wir die Kunst der Verdrängung, der Verleugnung unserer Zuständigkeit, und wir sind auf der Suche nach immer neuen Alibis angesichts der Nachtseite, der Katastrophenseite, angesichts der Unglücksseite der von uns selbst betriebenen und geschriebenen Geschichte.

Dieser heimliche Unschuldswahn betrifft auch unser zwischenmenschliches Verhalten. Er fördert nicht, er gefährdet immer mehr den verantwortlichen Umgang mit anderen Menschen. Denn er unterwirft die zwischenmenschlichen Verhältnisse dem fragwürdigen Ideal einer Freiheit, die auf die Unschuld eines naturhaften Egoismus pocht. Solche Freiheit aber macht nicht frei, sie verstärkt vielmehr die Einsamkeit und Beziehungslosigkeit der Menschen untereinander» (Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung, I, Freiburg – Basel – Wien 1976, Unsere Hoffnung, I 5).

Diese gängigen Vorstellungen in unserer Gesellschaft beeinflussen nicht nur diejenigen unserer Gemeindeglieder, die dem Leben der Kirche ferner stehen, sie betreffen auch die aktiven Mitarbeiter, ja uns selbst: «Uns Christen rückt die Erfahrung dieses unterschwellig grassierenden Willens zur Unschuld schliesslich immer wieder vor die Gottesfrage. Halten wir Gott vielleicht nur deswegen nicht stand, weil wir dem Abgrund unserer Schulderfahrung und unserer Verzweiflung nicht standhalten? Weil unser Bewusstsein vom Unheil sich verflacht, weil wir uns die geahnte Tiefe unserer Schuld, diese ‹Transzendenz nach unten›, verbergen? Weil wir sie uns heute gern ideologiekritisch oder psychoanalytisch ausreden lassen?» (Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Unsere Hoffnung, ebd.).

Neue Entwicklungen in der Busspraxis der Kirche und bleibende offene Fragen

Die geschilderte gesellschaftliche Situation zeigt, dass die Beichtkrise, die in den letzten Jahren sichtbar geworden ist, tiefliegende Ursachen hat. Sie ist eine Krise der Busse überhaupt und weist uns damit auf eine Krisensituation des Glaubens in unserer Zeit. Die Krise hat aber auch den positiven Sinn, dass in der Besinnung auf das Wesentliche unseres Glaubens Umkehr und Busse als unverzichtbare Notwendigkeit des kirchlichen Lebens erst wieder recht zutage traten. Dabei musste auch die Verengung des Verständnisses von Busse allein auf die Beichte überwunden werden.

Andererseits aber zeigt sich, dass wir bei der Bemühung darum, die Busse im Leben der Kirche und des einzelnen Christen wieder zu einer lebendigen Wirklichkeit werden zu lassen, weithin noch am Anfang stehen. Dabei glauben wir, dass nach der angedeuteten Krise des Busssakramentes in der jüngsten Zeit eine gewisse Rückbesinnung einzusetzen beginnt. Manche Gläubige zeigen nach einer tiefgehenden Verunsicherung wieder eine neue Bereitschaft, das Busssakrament regelmässiger zu empfangen. Wenn dies meist auch nicht mehr so häufig ist wie früher, so ist für manche Christen der Empfang des Busssakramentes wieder zu einer tiefen Erfahrung des Glaubens geworden. Auch junge Menschen sind dabei, den Anspruch des Busssakramentes für sich zu realisieren.

Dies alles darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sehr viele andere den Zugang zu diesem Sakrament verloren und bisher noch nicht wiedergefunden haben.

Was die Bussgottesdienste betrifft, so hat sich wohl auch hier nach einer Zeit anfänglicher Attraktivität, die gelegentlich auch durch Missverständnisse oder gar falsche Motive genährt war, ein rechtes Verstehen gezeigt. In vielen Pfarrgemeinden gehören Bussgottesdienste zum Bestandteil der Gottesdienstordnung. Sie werden in regelmässigen Abständen gehalten und von einer nicht mehr so grossen, aber dennoch beträchtlichen Zahl von Gläubigen besucht. Die Erfahrung zeigt, dass es auf eine längere Zeit hin möglich ist, in dieser Gottesdienstform durch eine gezielte und kontinuierliche Bussverkündigung auch einen wichtigen Dienst zur Buss- und Beichterziehung der Gläubigen zu leisten. Für viele Menschen, denen sich der Zugang zum Busssakrament noch nicht wieder erschlossen hat, ist die Teilnahme an einem Bussgottesdienst eine Form, die ihnen dazu hilft, der Busse einen Platz in ihrem Leben einzuräumen. Allerdings ist bei der Gewöhnung an diese Gottesdienstform zu bedenken, dass ein solcher Bussgottesdienst den einzelnen nicht mehr so in der Tiefe betreffen könnte, so dass die Hinführung zur persönlichen Reue, Umkehr und Beichte erschwert würde. Darin ist die immer gegenwärtige Gefahr zu sehen, die Busse gleichsam auf den Weg des geringsten Widerstandes mit «kleinen Münzen» zu vollziehen und zu meinen, damit schon genug getan zu haben.

Mit dem Bussritus zu Beginn der Eucharistiefeier steht es ähnlich: Man gewöhnt sich schnell an eine solche Form, und es bedarf einer immer neuen Überlegung des Priesters und derer, die an der Gottesdienstgestaltung der Gemeinde beteiligt sind, Busse hier als Busse sichtbar und lebendig werden zu lassen.

Bezüglich der Bussordnung für die Freitage des Jahres und für die österliche Busszeit, die Fastenzeit, scheint nach wie vor das Missverständnis weitverbreitet zu sein, als bedeute die neue Regelung in diesem Bereich lediglich eine Erleichterung und im gewissen Sinn Entwertung der Busse. Es gibt wohl eine grosse Zahl von Gläubigen, die die Neufassung des Freitagsgebotes nicht als Intensivierung verstanden haben, sondern gerne von der Lockerung Gebrauch machen, die bezüglich des Fleischverzichtes ausgesprochen worden ist, aber ratlos und vielleicht auch gedankenlos sind bei der Frage, wie denn nun der Freitag als Busstag der Woche wirklich gelebt werden kann. Ähnliches wird man auch von der Fastenzeit sagen müssen. Insgesamt muss also festgestellt werden, dass die Entwicklung in bezug auf Busse und Busssakrament für unsere Kirche die beunruhigende Frage enthält, ob nicht das Niveau, auf dem die Busspraxis sich einzupendeln beginnt, um einige Stufen zu niedrig liegt und deshalb eine neue Intensivierung notwendig ist.

Die Frage nach der Busse als Frage an die Seelsorger

Alle diese Feststellungen und Fragen betreffen unmittelbar diejenigen, die für die Seelsorge in der Pfarrgemeinde oder im Bistum, ja auch in der ganzen Weltkirche Verantwortung tragen. Wir müssen uns die Frage gefallen lassen, inwieweit wir selbst, Priester und Bischöfe, mitverantwortlich dafür sind, dass viele Christen unsicher und ratlos vor der Frage der Busse stehen. Wir müssen uns eingestehen, dass die Krise des Busssakramentes und der Busse überhaupt uns selbst mitbetrifft. Auch wir Priester sind durch eine Zeit der Verunsiche-

rung bezüglich der Häufigkeit und der Weise des Empfanges des Busssakramentes hindurchgegangen und haben eine neue Form zu erreichen gesucht. Auch wir sind ständig in Versuchung als solche, die anderen Busse zu verkündigen haben, selbst gleichsam ausserhalb dieser Verkündigung zu bleiben und nicht mehr zu realisieren, was für uns zuerst gilt. Wir haben als Zelebranten den Bussritus zu Beginn der heiligen Messe zu leiten und vergessen dabei womöglich, dass wir uns auch selbst mit dem radikalen Ernst, den das Evangelium fordert, besinnen müssen, ob wir würdig sind, das Opfer des Herrn zu feiern und an seinen Tisch zu treten. Auch für uns ist es nicht leicht, eine unserer Lebensweise gemässe Form des freitäglichen Opfers bzw. eine Sinngebung für die österliche Busszeit zu erschliessen und mancher von uns wird gewiss verlegen sein, wenn er von Gläubigen gefragt wird, wie man denn inmitten unserer Welt die Vorstellungen der Kirche bezüglich der Busse auf eine sinnvolle Weise verwirklichen könne. Einer solchen Frage dürfen wir jedoch nicht ausweichen. Wir sind persönlich und auch von Amts wegen dazu gehalten und verpflichtet, darauf Antwort zu suchen und zu geben.

Der Priester als Beichtvater

Für die Spendung des Busssakramentes stellen sich für den Priester neue und anspruchsvolle Aufgaben. Nicht nur die Gläubigen müssen es lernen, die engen Grenzen eines gewohnten Schemas zu überwinden; der Beichtvater muss es ebenfalls lernen. Ein persönliches Bekenntnis und ein weiterführendes Gespräch verlangen nicht nur vom Pönitenten grosse Offenheit, sondern erst recht auch vom Beichtvater die Bereitschaft und Fähigkeit, dem anderen geduldig und liebevoll zuzuhören, sich in ihn hineinzudenken und auf ihn einzugehen. Von beiden ist das gehorsame Hinhören auf das Wort Gottes gefordert, welches gerade in dieser Situation dem einzelnen Menschen als Wort der Bekehrung und der Versöhnung zu verkünden ist.

Die Richtlinien der neuen Bussordnung sind nicht leicht zu verwirklichen. So stehen zum Beispiel geeignete Räumlichkeiten für ein Beichtgespräch vielerorts nicht zur Verfügung. Auch brauchen wir erst noch genügend erprobte Erfahrungen, um die neuen Möglichkeiten sinnvoll auszuschöpfen.

Der Priester als Empfänger des Busssakramentes

Für den Priester ist auch als Pönitenten eine neue Situation gegeben. Denn was er als Beichtvater immer noch neu suchen und zu verwirklichen trachten muss, das betrifft ihn auch als Beichtenden. Dieselbe Erfahrung, die die Gläubigen mit den Beichtvätern machen, machen die Beichtväter mit ihren eigenen Beichtvätern. Der bequeme Ausweg, das Busssakrament mehr und mehr an den Rand zu drängen, ist auch unsere Gefährdung, und wir werden auf die Dauer den Gläubigen unserer Gemeinde das Busssakrament nicht nahebringen können, wenn wir nicht für uns selbst gelernt haben, in einer neuen und entsprechenden Weise dieses Sakrament zu empfangen.

Die Älteren von uns haben oft noch die in langen Jahren ihres Lebens praktizierte Form der Beichte bewahrt. Viele aber kommen nicht mehr mit dem zurecht, was sie in der Zeit ihrer Ausbildung in Schule und Priesterseminar auf diesem Gebiet erlernt und eingeübt haben. Sie stehen hier vor derselben Aufgabe wie die Gemeindeglieder ihres Alters, neue Wege des persönlichen Bussvollzuges zu finden. Die jüngeren Mitbrüder und die Priesteramtskandidaten in den Seminaren befinden sich oft in der anderen Schwierigkeit, dass sie, wie ihre Altersgenossen, kaum mehr gewohnt sind, das Busssakrament regelmässig zu empfangen. Sie müssen, ebenso wie viele Jugendliche und junge Erwachsene in den Gemeinden, erst noch Ausdrucksformen der Busse und den Zugang zum häufigeren Empfang des Busssakramentes finden.

Der Weg zur Hilfe

Abhilfe in diesen uns bedrängenden Fragen liegt gewiss nicht allein in Methoden und Techniken. Der neue Ritus des Busssakramentes, die neuen Wege, in denen Busse verwirklicht werden kann, die Anregungen vielfältigster Art, die uns dazu gegeben werden – all das allein genügt nicht, sondern die Hilfe muss da ansetzen, wo die Wurzel der Krise liegt, nämlich in einer theologisch-geistlichen Besinnung auf das Wesen der Busse und des Busssakramentes, welche zu einer Neubelebung der Praxis führen kann. Und auch dieser Prozess wird zuerst bei uns selbst beginnen müssen.

Das Beten mit dem deutschen Stundenbuch

Ein Wort zuvor

Vom ersten Adventssonntag 1978 an kann das Stundengebet nach dem eben erschienenen deutschen Stundenbuch gebetet werden. Wie bereits früher angekündigt, wird die SKZ auf einige Aspekte des Stundengebetes eingehen[1]. An sich wäre ich dabei gerne systematisch vorgegangen: Ich hätte zuerst die Bedeutung des Stundengebetes als Heiligung des Tages hervorheben und dann die Strukturelemente der einzelnen Gebetsstunden vorstellen wollen. Erst im dritten Artikel wären praktische Tips für den Umgang mit dem neuen Buch an der Reihe gewesen.

Nachdem ich nun aber den ersten Band des Stundenbuches selbst in der Hand hielt, scheint es mir vordringlich zu sein, zunächst eine kleine «Gebrauchsanweisung» zur Benützung des Buches zu geben. Nach wie vor kommt selbstverständlich der pastoralen Hinführung erste Bedeutung zu; die Notwendigkeit gebietet es aber, dem Benützer des neuen Buches eine praktische Hilfe zu bieten[2]. Dabei ist zu berücksichtigen, dass mir seit Erscheinen des Buches bis zur Abfassung dieses Beitrages nur wenig Zeit zur Verfügung stand, so dass ich das Stundenbuch nicht genau kennenlernen und vor allem mit ihm nicht praktisch beten konnte. Nach längerem Umgang mit dem Buch könnte diese Einführungshilfe sicher besser gelingen.

Ohne Einübung geht es nicht

Die neue und ungewohnte Einteilung des deutschen Stundenbuches wird in der ersten Zeit manche Schwierigkeit mit sich bringen. Verweise, die ein Blättern und Suchen erfordern, sind nie angenehm und erwecken Bedenken. Um eine solche Verunsicherung aufzufangen, muss sich jeder Benützer bewusst sein, dass alles Neue Anstrengung und Einübung erfordert.

Das Römische Brevier war relativ einfach. Und doch war im Weihejahr eine lange Einführung und Erprobung nötig. Diese gründliche Einführung wird jetzt nicht geboten. Jeder Käufer des Stundenbuches ist auf sich selbst angewiesen. Erschwerend kommt hinzu, dass der Einstieg gerade in *die* Kirchenjahreszeit fällt, die schon im Römischen Brevier nicht einfach war. Zudem kann das Direktorium keine Hilfe bieten, da bei seinem Redaktionsschluss die endgültige Gestaltung des Stundenbuches noch nicht bekannt war. Es ist deshalb zu empfehlen, dass jeder Benützer das Stundenbuch in aller Ruhe durchblättert, sich die einzelnen Abschnitte merkt und schon vor dem Beten der Horen Zeichenbänder und andere Markierungshilfen einlegt.

[1] Vgl. die Beiträge in SKZ 146 (1978) S. 615 und 685 f.

[2] Einen grundlegenden theologischen Beitrag für eine Neubesinnung der Stundenliturgie hat die SKZ bereits veröffentlicht. Vgl. J. Baumgartner, Dienst des Gebetes, in: SKZ 146 (1978) S. 655 bis 659.

Der Aufbau des Stundenbuches

Als Einführung in den ersten Band ist die Apostolische Konstitution und die Allgemeine Einführung in das Stundenbuch abgedruckt. Diese *Allgemeine Einführung* (S. 25*-106*) darf nicht nur einmal durchgelesen werden. Sie sollte immer wieder studiert und meditiert werden; sie kann und wird eine grosse Hilfe sein, das Anliegen zu verstehen, welches dem Konzil mit dem Stundengebet am Herzen lag.

Die Gebetstexte sind in einem - nennen wir es - «Blocksystem» angeordnet. Nur so war es möglich, das grosse Textangebot mit den vielen Auswahlmöglichkeiten überhaupt auf drei Bände zu beschränken. Eine Anordnung, die ohne Verweise auskommt und dadurch ein Hin- und Herblättern ausschliesst, hätte eine Vielzahl von Bänden bedingt. Das Inhaltsverzeichnis auf der ersten Buchseite bietet einen guten Überblick über den Aufbau des Stundenbuches.

Im *Proprium des Herrenjahres* finden sich im Band I[3] die Texte für Advent, unterteilt in zwei Abschnitte: die Zeit bis bzw. nach dem 16. Dezember. Danach folgt die Weihnachtszeit, ebenfalls in zwei Teilen.

Besonders hingewiesen sei auf den mit *«Ordinarium»* überschriebenen Teil. Er schildert zunächst (S. 341-368) den genauen Ablauf der einzelnen Gebetsstunden mit ihren verschiedenen Gestaltungsmöglichkeiten. Beim Beten selber wird man auf diesen Abschnitt nach den ersten Tagen gut verzichten können, wenn einem die Eröffnung bzw. der Abschluss der Horen geläufig ist. Im anschliessenden Teil (S. 358-368) sind die häufig wiederkehrenden Texte des Ordinariums abgedruckt. Mit Ausnahme der Marianischen Antiphon finden sich diese Texte aber auch auf einem vierseitigen Beiblatt.

Danach folgt ein nach Horen geordnetes *Hymnar* (S. 383-412), das eine grosse Abwechslung ermöglicht[4]. Im Proprium des Herrenjahres sind aber am Anfang der jeweiligen Festzeit passende Hymnen abgedruckt[5].

Die Mitte des Buches bildet der *Vierwochenpsalter* (S. 415-765) mit den Antiphonen und Psalmen für die einzelnen Tage und Horen. Für Hymnus, Kurzlesung, Versikel, Canticum-Antiphon, Bitten und Oration wird auf das Offizium verwiesen, das heisst auf die entsprechende Zeit des Kirchenjahres oder auf das Heiligengedächtnis.

Für die *Komplet* wurde - das wird sicher von allen begrüsst werden - ein eigener «Block» geschaffen (S. 766-795), so dass hier, abgesehen von Auswahlhymnen, alle Texte beisammen sind.

Der letzte Teil des Buches wird vom *Proprium der Heiligen* sowie den *Communetexte* für die Gedenktage der Heiligen ausgefüllt.

Ein praktisches Beispiel

Nach dieser allgemeinen Übersicht möge nun als ganz praktische Hilfe eine Zusammenstellung mit genauen Seitenangaben den Umgang mit dem Stundenbuch illustrieren. Die Benützung des Stundenbuches am ersten Adventssonntag ist sehr einfach, da für diesen ersten Sonntag im Stundenbuch das ganze Offizium voll ausgedruckt ist. So kann sich jeder orientieren, wie die einzelnen Horen aussehen.

Komplizierter wird es dann allerdings am Montag, wenn die Gebetsstunden aus den einzelnen Textteilen zusammengestellt werden müssen. Zu diesem *Montag in der ersten Adventswoche* sei auf die Seitenzahlen der entsprechenden Texte hingewiesen[6].

Invitatorium

Es steht am Beginn des täglichen Stundengebetes, entweder vor der Laudes oder vor der Lesehore, je nachdem, mit welcher der beiden Horen man den Tag beginnt.

Eröffnung: 431
Antiphon zum Invitatorium: 4 oder 358
Psalm: Beiblatt oder 358 f.

Lesehore

Eröffnung: 431
Hymnus: 5
Psalmodie: 431-434
Versikel, Lesungen, Responsorien und Oration: Lektionar, Heft 1,13-16
Abschluss: 344

Laudes

Eröffnung: 434
Hymnus: 6
Psalmodie: 434-437
Kurzlesung, Responsorium, Versikel, Benedictus-Antiphon: 47 f.
Benedictus: Beiblatt oder 362 f.
Bitten und Oration: 48 f.
Abschluss: 348

Terz - Sext - Non

Eröffnung: 437
Hymnus und Antiphon: 7-9
Psalmodie: 437-439
Antiphon, Kurzlesung und Versikel: 49f.
Oration: 49 oder 51 (wie Laudes oder Vesper)
Abschluss: 351

Zum Verständnis der Antiphon-Plazierung: Die Antiphon vor der Psalmodie ist jeweils am Schluss des Hymnus abgedruckt, während dieselbe Antiphon als Schluss der Psalmodie vor der Kurzlesung steht. Durch diese Anordnung wird ein zweimaliges Blättern erspart.

Vesper

Eröffnung: 440
Hymnus: 3
Psalmodie: 440-442
Kurzlesung, Responsorium, Magnificat-Antiphon: 50
Magnificat: Beiblatt oder 364 f.
Fürbitten und Oration: 51
Abschluss: 355

Komplet: 775-779

Das Ganze sieht komplizierter aus, als es ist. Wie schon ein erster Blick auf die Seitenzahlen zeigt, finden sich die Texte immer wieder am selben Ort, so dass man lediglich bei der ersten Gebetsstunde des Tages jeweils ein Zeichenband einzulegen braucht.

Der Übersichtlichkeit wegen wurde hier mit Absicht nur das Tagesoffizium vorgestellt und die Gedenktage der heiligen Barbara und des heiligen Johannes von Damaskus nicht berücksichtigt. Es sei aber ausdrücklich hervorgehoben, dass im Stundengebet auch den Heiligengedächtnissen besondere Bedeutung zukommt, auf die wir zu Beginn der «Zeit im Jahreskreis» zurückkommen werden[7].

In der nächsten Nummer werden Aufbau und Elemente der Gebetsstunden dargestellt.

Walter von Arx

[3] Es ist hier ausschliesslich von Band I die Rede.

[4] Seite 1197-1201 findet sich ein alphabetisches Hymnen-Register mit Quellenangabe, wobei zeitgenössische Verfasser altem liturgischem Brauch folgend nicht genannt werden.

[5] Vgl. z. B. für Advent S. 3-9.

[6] Die Auswahlmöglichkeit, auf die jeweils bei den angegebenen Seiten verwiesen wird, werden hier einfachheitshalber nicht berücksichtigt.

[7] Über die Gedenkfeiern der Heiligen im Stundengebet vgl. Allgemeine Einführung in das Stundengebet Nr. 218-240.

Der aktuelle Kommentar

Auf dem Weg zum Familiengottesdienst

Alle, die in der Seelsorge stehen, Priester, Katecheten und besonders auch Eltern, wissen, wie schwer es heute ist, Kinder und Jugendliche für den Gottesdienst zu motivieren. Um dem jungen Menschen den Zugang zur Eucharistiefeier der Gemeinde zu erleichtern, haben viele Pfarreien vor Jahren schon damit begonnen, vor-

eucharistische Feiern für die Kinder der Unterstufe und spezielle Jugendgottesdienste für die heranwachsende Jugend anzubieten. Die Bedürfnisse der Kinder der *Mittelstufe* wurden aber in der Regel vergessen, so dass wir vielerorts beobachten können, dass die Erst- und Zweitklässler fast vollzählig und mit grosser Begeisterung ihren voreucharistischen Gottesdienst besuchen, nach der Erstkommunion aber schon bald nicht mehr gern in die Kirche gehen, weil sie den für sie schwer verständlichen Gemeindegottesdienst, in dem sie in keiner Weise angesprochen oder gar engagiert werden, nach den schönen voreucharistischen Feiern wie eine kalte Dusche empfinden. So geschieht es, dass die jungen Menschen, wenn sie dann ins Alter der «Jugendgottesdienste» kommen, für den Gottesdienst schon weitgehend verloren sind.

Voraussetzungen

In dieser Situation empfand man es als besonders begrüssenswert, dass das Fernsehen der Deutschen Schweiz am 19. November aus der Pfarrei St. Konrad in Schaffhausen einen Festgottesdienst zum Patrozinium übertrug, der gerade diese Mittelstufenkinder besonders zu integrieren versuchte. Der Pfarrei St. Konrad, ihrem Seelsorger, den mitgestaltenden Laien und auch dem Schweizer Fernsehen gebührt dafür ein herzlicher Dank. Vielen Pfarreien im ganzen deutschen Sprachraum hat dieser Gottesdienst sicher Denkanstösse gegeben für die eigene Arbeit. Wenn nun hier zur Fernsehübertragung ein paar wertende und zum Teil auch kritische Überlegungen gemacht werden, soll dies darum auch nicht als Kritik an St. Konrad verstanden werden, sondern als Arbeitshilfe für jene Liturgiegruppen, die im Anschluss an die Fernsehausstrahlung nun selber an die Arbeit gehen möchten.

Weil ein Gemeindegottesdienst nie losgelöst von eben dieser Gemeinde gesehen werden darf, war es eine ausgezeichnete Idee, in einem kurzen Vorfilm Umwelt und aus dieser Umwelt heraus die Entstehung und Funktion des Gemeindezentrums St. Konrad aufzuzeigen. Dieses Zentrum, das den verschiedensten Bedürfnissen vom Kindergarten bis hin zum Altersturnen entgegenkommt, bietet rein vom Baulichen her beste Voraussetzungen für eine optimale Gottesdienstgestaltung. Gleichzeitig zum Wortgottesdienst der Erwachsenen wurde in einem Nebenraum von Eltern ein spezieller Wortgottesdienst für Kinder der 3. und 4. Primarklasse gestaltet.

Ohne räumliche Nähe wäre diese Gleichzeitigkeit nicht so leicht zu bewerkstelligen gewesen, und ich glaube kaum, dass eine grosse Kinderschar so still und gesammelt bliebe, wie die Schaffhauser Kinder, wenn beim Wechseln des Raumes eine grössere Wegstrecke zurückgelegt werden müsste. Auch der Gottesdienstraum als solcher kam dem liturgischen Anliegen entgegen, zum Beispiel wurde das Zusammenwirken von Priester, Gemeinde, Kirchenchor und Instrumentalisten durch die bauliche Gliederung erleichtert und durchschaubarer, und die Kinder hatten beispielsweise auch keine Mühe, für ihr mitgebrachtes Bild einen günstigen Platz zu finden. Solche Voraussetzungen bietet nicht jede Pfarrkirche.

Gestaltung

In Verbindung zum heiligen Konrad wollte der sonntägliche Festgottesdienst der versammelten Gemeinde bewusst machen, dass Christen eine Lebensgemeinschaft sind, eine Gemeinde über diese Erde hinaus. Dieser Gedanke durchzog die sehr gut zusammengestellten Gebetstexte und Lesungen, verdeutlichte sich in der Predigt und wurde noch unterstrichen durch die kluge Wahl des Kanon, in dem die Verbindung mit Lebenden und Verstorbenen wörtlich zum Ausdruck kam. Sogar das Kirchenopfer für die Entwicklungshilfe des Frauenbundes liess sich unter die Grundidee des Gottesdienstes stellen. (Nur schade, dass den anwesenden Kindern das für sie doch etwas fremde Wort «Entwicklungshilfe» bei der Ankündigung des Kirchenopfers nicht kurz erklärt wurde. Sie hätten mit Hinweis auf das im Wortgottesdienst Gehörte sehr gut motiviert werden können, ihrerseits auch einen kleinen Beitrag zu leisten.)

Auch die musikalische Gestaltung zeigte einen gangbaren Weg auf. Viele Kirchenchöre suchen ja noch immer nach «ihrem Platz». In Schaffhausen wurde gezeigt wie man Gemeindegesang und Darbietungen des Chores gleichermassen in die Eucharistiefeier integrieren kann, wobei man allerdings der Gefahr eines «Kirchenchorkonzertes» nicht ganz entging. Die Gemeinde hätte noch etwas aktiver mitsingen können, und es wären Liedformen denkbar gewesen, mit denen das abwechselnde Singen von Chor, Erwachsenengemeinde und Kindern noch besser und sinnvoller hätte geschehen können. Schön und dem Anlass gemäss waren die Einlagen der Instrumentalisten. Gottesdienst ist ja immer auch Feier. Für die Kinder hätte man diesen Feircharakter noch unterstreichen können, wenn auch sie mit einer Flötengruppe oder mit dem Orffschen Instrumentarium etwas hätten beitragen dürfen.

Die sprachliche Ausformung des Gottesdienstes zeigte, wie schwer es im Grunde genommen ist, mit dem Instrument der Sprache richtig umzugehen, besonders wenn kleinere Kinder mit angesprochen werden müssen. Der Pfarrer verstand es meisterhaft, die Kinder während der Eucharistiefeier in Mundart anzureden. Das wirkte echt, menschlich, unmittelbar. Dort, wo die Schriftsprache gebraucht wurde, war der Ton für Kinderohren vielleicht etwas zu «feierlich», zu wenig schlicht und lebensnah. Auch muss man sich die Frage stellen, ob es richtig ist, dass der Wortgottesdienst der Kinder in der Schriftsprache erfolgt. In Schaffhausen war das durch die Person der Katechetin gegeben. Grundsätzlich würde aber die Umgangssprache den Dritt- und Viertklässlern die Begegnung in der Gemeinschaft und das lebendige Mittun weit besser ermöglichen. Wortgottesdienst soll ja keine Schulstunde sein.

Mit viel Sorgfalt wurde in beiden Wortgottesdiensten der parallele Verlauf herausgearbeitet, und es war ein Meisterstück des Fernsehteams, immer wieder Ausschnitte aus einem der beiden Gottesdienste zu zeigen, ohne dass der sinngemässe Zusammenhang verloren ging.

Fragen

Bemerkenswert war auch das Engagement der drei Frauen, die in der Pfarrei St. Konrad jeweils solche Kindergottesdienste gestalten. Ohne umfassenden Einsatz der Laien ist es ja heute keiner Pfarrei mehr möglich, solche «stufengerechte» Gottesdienste zu feiern. Ein Priester allein kann das nicht. Allerdings zeigte gerade das Beispiel St. Konrad, wie die Entlastung der Fachleute durch solche Liturgiegruppen nur eine teilweise ist. Eltern, die sich in der Gottesdienstgestaltung engagieren, brauchen nämlich eine fortlaufende und intensive theologische als auch methodisch-didaktische Schulung. Weil das Liturgieteam St. Konrad erst ein Jahr in der Arbeit steht, ist es verständlich, dass diese Schulung noch der Ergänzung bedarf, und der Kindergottesdienst neben allem Positiven, das er zeigte, doch etliche Fragen offen liess. Zum Beispiel:

Hätten die Kinder zu Beginn der Feier nicht noch besser in ihrer konkreten Lebenssituation «abgeholt» werden können? War es richtig, die Kinder gleich zu Anfang mit einem sehr schweren Schriftwort zu konfrontieren, das als Quintessenz des ganzen Wortgottesdienstes eigentlich an den Schluss gehört hätte? War der Begriff «heilig» vor dem Gottesdienst mit dem Theologen zusammen klar genug erarbeitet worden? Wurden die Kinder nicht etwas zu einseitig intellektuell angesprochen und Herz und Hand vergessen? Warum durfte der

Körper nicht mittun? Nur schon ein Händefassen als Ausdruck der Gemeinschaft wäre etwas gewesen.

Dachte man genügend an den pädagogischen Grundsatz, dass alles, was Kinder selber tun können, von ihnen getan werden soll. Waren sie beispielsweise bei der Vorbereitung des Schaubildes dabei? Warum mussten die drei Buben (kein Mädchen!) ihre Namen von einer Frau schreiben lassen? Warum durfte kein Gastarbeiterkind seinen Namen einfügen? In einem Industriequartier mit vielen Gastarbeitern hätte das lebensnah illustriert, wie wir eben in Christus alle eins sind. Warum hat die Katechetin die Lesung nicht einem Kind anvertraut? Warum durften die Kinder ihr Schaubild der Erwachsenengemeinde nicht selber erklären? Warum durften sie mit den Grossen zusammen nicht Fürbitten beten, warum nicht musizieren?

Übrigens machte auch die Erwachsenengemeinde den selben eher etwas passiven Eindruck. Wäre es in einer Ein-Priester-Pfarrei nicht richtiger gewesen, wenn man bei der Lesung, bei den Fürbitten und beim Austeilen der Kommunion Männer und Frauen aus der Gemeinde vorn gesehen hätte? Übrigens fragte man sich als Fernsehzuschauer auch, ob es keinen Weg gegeben hätte, die Teilnehmer am Bildschirm noch etwas direkter anzusprechen und vermehrt miteinzubeziehen. Aber diese schwierige Frage stellt sich bei jedem Fernsehgottesdienst und zeigt, wie problematisch im Grunde solche Übertragungen sind.

Als sehr schön

empfand man die Art, wie der Priester nach dem Wortgottesdienst die Kinder in die Erwachsenengemeinde integrierte. Die Kinder durften ihr Schaubild in den Gottesdienstraum der Grossen tragen. Sie wurden einige Male eigens angesprochen und durften sogar das Vater unser anstimmen. Solches Mit-angesprochen-Sein braucht es unbedingt, damit Kinder sich angenommen und ernstgenommen fühlen. Kinder werden dadurch auch immer wieder neu motiviert, noch besser hinzuhören und besser dabei zu sein. Ohne diese Integration bestünde die Gefahr, dass für sie Wortgottesdienst und Eucharistiefeier auseinanderfielen: Wortgottesdienst ist schön, was nachher kommt, ist todlangweilig und für uns nicht mehr wichtig. Auch die umgekehrte Gefahr muss natürlich im Auge behalten werden. Nicht nur die Eucharistiefeier ist Gottesdienst, auch im Wort geschieht Christusbegegnung. Das Ernstnehmen aller Kinder zeigten die Schaffhauser auch dadurch, dass sie den Mut hatten, zum Ministrantendienst auch Mädchen miteinzubeziehen.

Grossartig und auch von tiefer Sinnhaftigkeit war die Idee, das Thema der Lebensgemeinschaft in einer anschliessenden Patroziniums-Agape ins konkrete Leben umzusetzen. Aus einem solchen Gottesdienst ergeben sich ja immer Konsequenzen für das Leben im Alltag. Ein anschliessendes Pfarreifest kann den Gedanken der Sendung sehr unterstreichen. Was in der Mahlgemeinschaft mit Christus grundgelegt wurde, kann sich bewähren und entfalten in echter Mitmenschlichkeit am fröhlichen Pfarreimittagessen, und es ist zu hoffen, dass solche Mitmenschlichkeit dann auch hineingetragen wird in die einzelnen Familien, an den Arbeitsplatz, in die Wohnblocks und Quartiere.

Altersgemässe Wortgottesdienste im Rahmen des Gemeindegottesdienstes sind *eine* Möglichkeit auf dem Wege zum Familiengottesdienst. Die Pfarrei St. Konrad hat diese Möglichkeit sehr feierlich und ansprechend realisiert. Wir haben eine Fülle von Denkanstössen erhalten, und es ist nur zu hoffen, dass viele Pfarreien sich motivieren liessen, Ähnliches zu wagen. Dazu ist ihnen von Herzen Mut, Freude und Erfolg zu wünschen.

Hildegard Bannwart-Krieger

Berichte

Mitgliederversammlung der Missionskonferenz

Zur dritten ordentlichen Mitgliederversammlung der Missionskonferenz der deutschen und rätoromanischen Schweiz und des Fürstentums Liechtenstein trafen sich am 19. November in Zürich 30 Vertreter aus den Diözesen und 30 Vertreter der Missionsinstitute und Hilfswerke. Sie beschäftigten sich mit dem Thema «Die missionarische Dimension der Kirche Schweiz».

Alois Odermatt, Leiter des Pastoralsoziologischen Institutes St. Gallen, warf in seinem Einführungsreferat die Fragen auf: Wie können die Vertreter der Diözesen ihre Vermittlerrolle zwischen den Kirchen in Not und der Kirche Schweiz wahrnehmen? Welcher Beitrag ist für die missionarische Aktivierung zu leisten? Wie kann echte Partnerschaft und Solidarität zustande kommen?

Als konkrete Arbeit wurde vorgeschlagen, die missionarische Situation der Kirche in der Dritten Welt bekanntzumachen. Durch solide Information soll dargestellt werden, dass der «Heilige Geist auch unter anderen Himmeln wirksam ist». Durch die Begegnung mit der Theologie der Dritten Welt soll den Christen klar werden, dass eine gewisse Form des Katholizismus bei uns kulturell bedingt ist und nicht überall auf der Welt das gleiche Gesicht haben muss.

In dem Begegnungsprozess zwischen der Kirche Schweiz und der Kirche in Not will die Missionskonferenz ordnend und helfend eingreifen. Gemeinde am Ort, Missionsinstitute und Hilfswerke haben dabei ihre eigene Funktion, und Missio wirkt als Kristallisationspunkt im missionarischen Bereich.

Im Anschluss an das Referat diskutierten die Delegierten der verschiedenen Diözesen, wie sie die ihnen zugedachten Aufgaben im eigenen Bistum verwirklichen können. Die Resultate der diözesanen Gesprächsgruppen zeigten folgendes Bild: Die Vorstellungen von Mission und Entwicklungshilfe weichen immer noch stark voneinander ab. Hier wird von der Missionskonferenz erwartet, dass sie klärend eingreift und ein zeitgemässes Missionsverständnis deutlich macht. Weiterbildung und besseres gegenseitiges Kennenlernen sollen mit dazu beitragen, den fachlichen Graben zwischen den Mitgliedern – Berufstheologen und Laien – zu verkleinern.

Der Jahresbericht, der der Mitgliederversammlung anschliessend vorgelegt wurde, machte gewisse Schwerpunkte der Arbeit im Jahre 1978 deutlich. Die Arbeitsgruppen der Missionskonferenz, die Arbeitsgruppe für missionarische Information und Bildung und die ökumenische Arbeitsgruppe Brennpunkt Welt haben ein intensives Arbeitsjahr hinter sich. Zwei Urlauberkurse im Missionsseminar Werthenstein und verschiedene Einsätze in Kirchgemeinden und Mittelschulen konnten durchgeführt werden. Für das Jahr 1979 wird ein Missionsjahrbuch zum Thema «Menschenrechte» vorbereitet, und der Rundbrief für missionarische Gruppen erschien mit fünf Ausgaben.

Den Abschluss der Mitgliederversammlung bildete die Genehmigung des Budgets für das Jahr 1979. Es wurde in einstimmiger Annahme bestätigt. Damit wurde zum Ausdruck gebracht, dass die Mitglieder die verschiedenen Aktionen der Missionskonferenz zu würdigen wissen.

Mit einem herzlichen Dankeswort für die intensive Mitarbeit verabschiedete der Präsident, Generaloberer J. Amstutz, die Teilnehmer der Konferenz und sprach seine Hoffnung für ihren weiteren aktiven Einsatz in missionarischen Belangen aus.

Arbeitsstelle der Missionskonferenz

Kirche ist betende Kirche oder keine Kirche

Die Basler Liturgische Kommission nahm das definitive deutsche Stundenbuch, das Ende November erschien, zum Thema ihrer Studientagung vom 20. bis 22. November 1978. Die Feier des Stundengebetes und die Beratungen über das Stundenbuch, die Bischofssekretär Max Hofer leitete, sollten aufzeigen, wie Seelsorger und Pfarreien in das Stundengebet eingeführt werden können.

Ausser den Dekanatsvertretern waren das Domkapitel, die Chorherrenstifte Luzern und Beromünster, das Priesterseminar, die liturgischen Kommissionen von Chur und St. Gallen, die diözesane Fortbildung durch ihren Leiter Paul Zemp und der Diözesane Cäcilienverband vertreten. Aus dem Kloster Nominis Jesu in Solothurn und dem Konvent der Bethanien-Schwestern zeigten Vertreterinnen ebenfalls ihr Interesse an dieser Thematik.

Stundengebet feiern ist entscheidend

Nicht bloss Referate, sondern besonders auch die Feier des Stundengebetes selber, bildeten Schwerpunkte dieser Studientagung. P. Vinzenz Stebler eröffnete mit dem Referat über «Das Beten der Kirche». Aus einem modernen Priesterroman zitierte er: «Das Brevier schafft den Zugang zu den höchsten Stufen des Gebetes oder ist Anlass, das Beten rasch und gründlich zu verlernen.» Kirche ist betende Kirche oder keine Kirche, denn sie ist dem Beispiel Christi und der Apostel verpflichtet. Sie ist ihrem Namen und Wesen nach die An- und Herausgerufene, Ek-klesia, und hat sich jederzeit diesem Ruf zu stellen, durch ihr «ecce adsum». Durch Eucharistie und Stundengebet verwirklicht sie als «sacramentum unitatis» die Einheit zwischen Gott und Mensch sowie den Menschen untereinander (vertikal und horizontal).

In seinem Vortrag «Aufbau und Struktur des Stundengebetes» gab Max Hofer praktische Hinweise aus der Allgemeinen Einführung in das Stundengebet. Unter anderem wies er aufgrund einer Arbeit von Walter von Arx auf den Reichtum und die Vielfalt der Texte, besonders die Hymnen, und auf den Zusammenhang mit der Heiligung des Tages hin.

Die musikalische Einführung in das Stundengebet besorgte Hans-Rudolf Basler. Mit den Teilnehmern übte er die Sonntags-Vesper, wie sie im Anhang des Kirchengesangbuches aufgezeichnet ist. Es handelt sich um ein einfaches, von der Gemeinde durchführbares Modell, das als Abschluss des Sonntags an manchen Orten eingeführt werden könnte. Wieder einmal wurde auf das von der Liturgiereform geforderte Rollenprinzip hingewiesen, besonders auf das Amt des Kantors. Diese Vesper wurde jeweils zum Abschluss der Tage in feierlicher Form mit den Schwestern des Hauses Bethanien gefeiert.

Die Eucharistiefeier, in der die Laudes eingebaut war, eröffnete den zweiten Arbeitstag. In den Ausführungen über «Stundengebet als Heiligung der Zeit und des Menschen» zeigte P. Vinzenz Stebler auf, wie die Kirche in ihrer Liturgia horarum den gesamten Ablauf des Tages und der Nacht mit der Memoria an bestimmte Ereignisse aus dem Leben Christi verbindet. Es kam auch die Problematik der Psalmen als christliches Gebet zur Sprache. Den Schlüssel zu ihrem Verständnis gibt uns die Liturgiekonstitution mit dem Hinweis, dass wir in den Psalmen die Stimme Christi hören, der mit seinem Vater spricht.

Stundengebet ist notwendend, nötig und möglich

Im Podiumsgespräch, das Max Hofer leitete, kam zum Ausdruck, wie notwendig das Gebet für den Seelsorger ist, der heute oft unter der täglichen Arbeit «gestresst» wird. Eindrücklich waren die Zeugnisse eines jungen Priesters, eines Pfarrers, eines verheirateten Diakons und eines Laientheologen: Alle wiesen darauf hin, wie wertvoll das Gebet ist und in den Tagesablauf eines Seelsorgers gehört. Es kamen aber auch all die Schwierigkeiten im Vollzug des Stundengebetes zum Ausdruck. Interessant war dabei die Feststellung, dass das Stundengebet leichter in Gemeinschaft zu beten ist als einzeln. Der oft gehörte Einwand, das Stundengebet sei eine von Mönchen «aufgezwängte» Form des Betens, konnte nicht aufrechterhalten werden.

Der Eucharistiefeier vom Mittwoch stand der Bischof von Basel, Anton Hänggi, vor. Auch diese Messfeier war mit der Laudes vom ersten Adventssonntag verbunden. Sie wurde nach dem Antiphonale der Benediktinerabtei Münsterschwarzach gesungen. In der Homilie wies der Bischof auf das Gotteslob als Sinn des Lebens hin. In seinem Referat über «Stundengebet der Kirche – Auftrag und Pflicht» meinte der Bischof unter anderem: Von der Pflicht ist im Verlaufe der Kirchengeschichte immer erst die Rede, wenn etwas, das gehalten werden soll, nicht mehr eingehalten wird. «Verpflichtet» zum Gebet ist der Seelsorger nicht nur wegen der Weihe, sondern weil er im Dienste einer lokalen Kirche steht und mit dem Stundengebet nicht so sehr sein eigenes Gebet, sondern jenes der Kirche verrichtet. Der Vollzug des Stundengebetes ist nicht etwas, das anderen seelsorgerlichen Aufgaben Konkurrenz macht, sondern Seelsorge im tiefsten Sinn. Im Stundengebet wird uns Gottes Wort geschenkt und wir geben dieses Wort als Gotteslob zurück. Dieses Nehmen und Geben ist etwas Not-Wendendes, etwas Nötiges, das, weil es nötig ist, auch möglich sein muss. Die Kirche lebt ja nur dadurch, dass sie betet. Miteinander sollten wir freudig und überzeugt daran gehen, mit dem neuen Stundenbuch das Gotteslob wieder ganz bewusst in das Leben der Pfarreien hineinzustellen. Nur so können wir die heillose Irrlehre eines Aktivismus überwinden.

Die Teilnehmer waren mit gemischten Gefühlen an diese Studientagung über das Stundengebet gekommen. Freudig überrascht kann am Schluss festgestellt werden, dass die Skepsis gegenüber dem neuen Stundenbuch weitgehend unbegründet ist. Immer wieder sind Teilnehmerinnen und Teilnehmer, besonders in der Feier der einzelnen Tagzeiten, tief bereichert worden. Daher hat sich am Schluss der Tagung die Überzeugung durchgesetzt: Wir Diener der Kirche sollten uns unbedingt Zeit nehmen für das Gebet der Kirche. Gerade wir Seelsorger sind nie so nahe bei den Menschen, als wenn wir im Gebet ganz bei Gott sind. Es ist zu hoffen, dass durch die Fortbildungskurse 1979 möglichst alle Seelsorger in der Diözese Basel dieselbe Erfahrung machen können.

René Girard

Hinweise

Die Uni Freiburg ist ein grösseres Opfer wert

Das Hochschulopfer am ersten Adventssonntag ist mehr als ein «Zustupf» an eine gute Sache. Es ist die jährliche Einlösung eines historischen Versprechens, einer moralischen und vertraglichen Verpflichtung der Schweizer Katholiken ihrer Universität Freiburg gegenüber.

Hat das Versprechen seinen Sinn behalten? Ist die Verpflichtung so aktuell wie ehedem? Soweit solche Fragen offen sind, bedürfen sie dringend einer Antwort.

Engagement und Solidarität sind aktueller denn je

Bei ihrer Gründung 1889 war die katholische Landesuniversität vorab ein Anliegen der Selbstbehauptung für den katholischen Volksteil. Heute ist sie ein bewährter und anerkannter Bildungsbeitrag, den dieser Volksteil nicht nur für sich, sondern für

das ganze Land erbringt. Das entspricht dem erneuerten Verständnis vom Auftrag der katholischen Kirche in der pluralen Gesellschaft; es entspricht auch politisch der Entwicklung vom partikulären zum partnerschaftlichen Föderalismus. Dabei ist nicht zu vergessen: Der wirtschaftlich schwache Hochschulkanton Freiburg, der damals ein viele Generationen altes Anliegen in die Tat umsetzte, trug von Anfang an und trägt heute mehr denn je die Hauptlast der Verantwortung und des Risikos.

Die Charakteristik der kantonalen, mithin staatlichen Universität Freiburg ist und bleibt ein Ganzes mit ihren Wesenszügen als Hochschule der Schweizer Katholiken, als zweisprachige und internationale Universität. Das wurde gerade 1978 bei mehreren Gelegenheiten bekräftigt: durch die Freiburger Behörden, durch die Schweizer Bischöfe sowie durch den Hochschulrat, der seit dem 1949 geschlossenen Abkommen zwischen Kanton und Episkopat als beratendes Organ in Hochschulfragen und als Treuhänder der Universitätskollekte wirkt.

Das Jahr 1978 markiert aber auch die Zuspitzung der Finanzierungsprobleme für alle Schweizer Universitäten. In einem Augenblick, wo selbst die reicheren Hochschulkantone an die Mitträgerschaft der übrigen Stände appellieren müssen, ist Freiburg doppelt legitimiert, auch auf die erneuerte und verstärkte Solidarität der katholischen Schweiz zu zählen.

Klare Linie und Offenheit gehören zusammen

Im Gesamt der Schweizer Hochschulen nimmt die Universität Freiburg (mit Ausnahme der Hochschule St. Gallen, aber einschliesslich der beiden ETH) den höchsten Prozentanteil ausserkantonaler Studierender auf, nämlich über 70%. Fast genau gleich hoch ist der Anteil, der sich – diesmal Freiburg eingeschlossen – aus den mehrheitlich katholischen Kantonen der Bergregion rekrutiert, mit Freiburg, Wallis, Zentralschweiz und Tessin an der Spitze.

Mit der konfessionellen fällt also eine gesellschaftspolitische und föderalistische Ausgleichsleistung zusammen, die heute immer breitere Anerkennung und Wertschätzung findet. So konnte auch die Eidgenossenschaft ihren hohen Beitrag an den Erweiterungsbau, der Mitte November eingeweiht wurde, aus dem gesamthaft verstandenen Sonderauftrag der Freiburger Hochschule begründen. Ebenso bemerkenswert war aber, dass sich an der Restfinanzierung dieses Werks neben den Schweizer Katholiken auch Industrie, Wirtschaft und andere Spender erheblich beteiligten. Es gibt Zeugnisse dafür, dass diese Unterstützung über die fachlich-wissenschaftlichen Leistungen hinaus auch in einem überkonfessionellen Sinne der einzigen engagiert christlichen Hochschule unseres Landes gilt.

Freiburg stellt sich heute diesem erweiterten Auftrag, der bereits in einer gewissen konfessionellen Öffnung vorgezeichnet ist. Der Anteil protestantischer Studierender ist seit Mitte der 50er Jahre von 5,5% auf 14% gestiegen; in annähernd gleichem Masse sind auch evangelische Dozenten an der katholischen Universität engagiert. Diese Zuwendung hält auch in einem Moment stand, wo der katholische Charakter der Hochschule ausdrücklich neu befragt und bestätigt wird. Sie hat ihr Gegenstück in einer ganzen Generation jüngerer katholischer Dozenten, die in aller Freiheit und Selbstverständlichkeit für die besondere Mission Freiburgs eintreten. Und ihr Engagement wiegt gewiss schwerer als die Probleme, die mitunter – meist in jahrelangen Abständen – durch das Verhalten einzelner Studentengruppen oder Professoren aufgeworfen werden können.

Mit-Trägerschaft in der Bewährung

Der Kanton Freiburg als Träger der katholischen Landeshochschule lässt in einer schwierigen Zeit keinen Zweifel daran, dass er sie getreu ihrer Gründungsidee bewahren und weiterführen will. Aber das Freiburger Volk braucht auch konkrete Beweise der Solidarität, soll es sich nicht überfordert fühlen. Als 1949 das Abkommen zwischem dem Trägerkanton und den Schweizer Bischöfen geschlossen wurde, entsprach der Beitrag der Schweizer Katholiken mit rund ½ Mio. Franken etwa 30% des vom Kanton getragenen Gesamtaufwandes. Er hat seither zwar mit der Geldentwertung, aber nicht mit dem Wachstum der Hochschule Schritt gehalten – und er stagniert seit einem Jahrzehnt.

Die in den 60er Jahren einsetzenden Bundessubventionen haben zwar alle Hochschulkantone, auch Freiburg, entsprechend ihrer Finanzkraft entlastet. Trotzdem ist der kantonale Betriebskostenanteil für die Universität Freiburg – übrigens pro Student der kostengünstigste der Schweiz – auf rund 17 Mio. Franken gestiegen. Der Beitrag unseres Universitätsopfers an diesen Betrag liegt mit gut 1,2 Mio. Franken weit unter 10%.

Dennoch: die Mitsprache der Schweizer Katholiken in Gestaltung und Tätigkeit der Universität Freiburg ist institutionell gesichert und nicht in Frage gestellt. Um eine positive Entwicklung mitzugestalten, muss sie aber in absehbarer Zeit von konkreten Mehrleistungen begleitet sein. Und das wiederum setzt voraus, dass das moralische Engagement der Katholiken von heute an neu und verstärkt mobilisiert wird. Die Hochschule selbst ist bereit, ihren Beitrag mit wachem Sinn für Leben und Praxis zu leisten. Sie hofft auf eine positive Antwort.

Willy Kaufmann

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Aufruf der Schweizer Bischöfe zum Hochschulsonntag 1978

Erster Adventssonntag

In manchen Kreisen der katholischen Schweiz stellt man sich mitunter die Frage, ob die Kollekte für die Universität Freiburg am ersten Adventssonntag heute noch notwendig sei. Man fragt sich gelegentlich auch, ob dieses Opfer nicht ausschliesslich der theologischen Fakultät zugute kommen sollte.

Auf diese zwei Fragen will der diesjährige Aufruf der Schweizer Bischöfe zur Hochschulkollekte eine kurze Antwort geben. Wir bekräftigen, dass dieses Opfer notwendiger und dringlicher denn je ist; denn der Aufwand, den die Entwicklung der Hochschulstudien und der Forschung erfordert, wächst auf eindrückliche Weise an.

Wir bekräftigen auch unseren Willen, die Hilfe der Katholiken in unseren Diözesen der Universität als Gesamtheit zukommen zu lassen. Alle Fakultäten sollen in der Lage sein, ihre Aufgabe immer besser zu erfüllen. Diese Aufgabe ist das wissenschaftliche Lehren und Forschen im Lichte der Botschaft Gottes, des Schöpfers und Erlösers.

Die Eindringlichkeit unseres Aufrufs und das Ausmass unserer Hilfe sollen dem Wunsch der Bischöfe und aller Katholiken in der Schweiz Audruck geben, dass unsere Universität ihrer besonderen Berufung immer umfassender nachkomme: der Welt die Wahrheit zu verkünden, die da ist Jesus Christus, der Erlöser der Menschen.

Bistum Basel

Ernennungen

Auf Grund des Konkordates vom 26. März 1828 und der Zusatzvereinbarung vom 2. Mai 1978 zwischen dem Schweizerischen Bundesrat und dem Heiligen Stuhl

hat Bischof Anton Hänggi zu nichtresidierenden Domherren des Domkapitels des Bistums Basel ernannt

für den Kanton Basel-Landschaft: Pfarrer *Angelo Rovere,* Therwil;

für den Kanton Basel-Stadt: Pfarrer *Andreas Cavelti,* Basel;

für den Kanton Schaffhausen: Pfarrer *Willy Studer,* Ramsen.

Bistum Chur

Ausschreibung

Die Pfarrei *Lumbrein* (GR) wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten mögen sich bitte bis zum 21. Dezember 1978 melden bei der Personalkommission des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Ernennungen

Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach ernannte am 21. November 1978

Alois Schlecht, bisher Pfarrer in Dietlikon (ZH), zum Spiritual im St. Josefshaus, Davos Platz;

Valentino Cortesi SMB zum Vikar in Davos Platz bis Frühling 1979;

Anton Erni CSSR zum Spiritual im Urner Altersheim, Flüelen;

Martin Bühler zum Pastoralassistenten der Pfarrei Herz Jesu, Winterthur.

Korrektur

Die in der SKZ Nr. 46 angegebene Adressänderung von Leo Ehrler, Pfarrvikar, gilt erst ab Ende Januar 1979 und erfährt zudem noch eine Korrektur und heisst dann: 8303 Bassersdorf, *Bahnhofstrasse 13.*

Im Herrn verschieden

Albert Binzegger, Resignat, Steinen

Albert Binzegger wurde am 29. Mai 1907 in Zürich geboren und am 14. April 1935 für die Missionsgesellschaft Bethlehem, Immensee, zum Priester geweiht. Er war tätig in unserem Bistum als Vikar in der Pfarrei St. Josef, Zürich, von 1943–1946 (Inkardination 1946), als Vikar in der Pfarrei Heiligkreuz, Zürich, von 1946–1948, als Kaplan in Wangen (SZ) von 1948–1953, als Vikar in der Pfarrei St. Gallus, Zürich, von 1953–1955, als Sekundarlehrer in Seelisberg von 1955–1962, als Vikar in Wald (ZH) von 1962–1965, als Vikar in der Pfarrei Dreikönig, Zürich, von 1966–1968 und als Kaplan in Steinen von 1968–1977. Danach trat Kaplan Binzegger in den Ruhestand. Er starb am 20. November 1978 und wurde am 24. November in Steinen beerdigt. R. I. P.

Bistum St. Gallen

Ausschreibung

Auf Frühjahr 1979 (Beginn des Schuljahres am 22. April 1979) ist an der *Kantonsschule Heerbrugg* ein Lehrauftrag für katholischen Religionsunterricht zu besetzen (voraussichtlich 8–12 Wochenstunden, eventuell mehr). Diese teilamtliche Aufgabe kann in der Region nach Wunsch und Eignung des Bewerbers kombiniert werden mit einem teilzeitlichen Einsatz in der Pfarreiseelsorge oder mit einem weiteren Pensum als Religionslehrer auf Sekundarschulstufe. Der spätere Ausbau dieser Stelle zu einem Vollamt an der Kantonsschule ist möglich und erwünscht. Voraussetzung ist nebst abgeschlossener theologischer Ausbildung Befähigung zur schulischen Arbeit mit Jugendlichen als Seelsorger (Priester oder Laie). Nähere Auskunft erteilt gerne das Bischöfliche Ordinariat, Domkatechet Bernhard Gemperli, Klosterhof 6a, 9000 St. Gallen, Telefon 071 - 23 49 44.

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Im Herrn verschieden

Raymond Borruat, Spitalseelsorger, Lausanne

Abbé Raymond Borruat, heimatberechtigt in Chevenez, ist am 29. Januar 1915 in La Chaux-de-Fonds geboren. Am 11. Juli 1939 wurde er in La Chaux-de-Fonds zum Priester geweiht. Er wirkte als Vikar in der Pfarrei Notre-Dame in Lausanne (1939–1949), als Rektor von Cossonay-La Sarraz (1949–1967), als Pfarrer von Bottens (1967–1978) und zuletzt als Spitalseelsorger in Lausanne. Er starb in Lausanne am 23. November 1978 und wurde am 26. November 1978 in Bottens bestattet.

Priesterrat

Die nächste Sitzung des DPR findet am 6. Dezember 1978 um 16.30 Uhr in Burgbühl statt.

Bistum Sitten

Demission

Der Bischof von Sitten, Heinrich Schwery, hat die Demission von Pfarrer Robert Jäger als Pfarrer von Revereulaz aus Gesundheitsgründen angenommen.

Vollversammlung des Seelsorgerates

Die nächste Vollversammlung findet statt am 16. Dezember 1978. Die Mitglieder erhalten später die notwendige Dokumentation.

Amtshandlungen des Bischofs

12. November: Der Bischof hat die neue Orgel der Kirche von Muraz/Siders eingeweiht. Er besuchte am gleichen Tage die Bevölkerung dieses Quartiers.

16. November: Der Bischof traf sich mit Bischofsvikar Henri Bérard und Kanzler Norbert Brunner mit dem Synodalrat der Evangelisch-reformierten Kirche des Wallis zu einer Besprechung gemeinsamer Fragen.

Verstorbene

Franz Xaver Kreienbühl, Chorherr, Beromünster

Am 10. August dieses Jahres ist Ehrendomherr Franz Xaver Kreienbühl, der frühere Pfarrer von Wolhusen, nach längerem Leiden im Alter von 72 Jahren gestorben. Der heimgerufene Priester hat bis zu seinem Rücktritt als Pfarrer von Wolhusen im Jahre 1973 seine priesterliche Tätigkeit in den Dienst dieser Pfarrei gestellt. Zuerst 8 Jahre als Vikar unter Pfarrer Simon Zihlmann, der Wolhusen verliess, um in gleicher Eigenschaft 1940 die Pfarrei Werthenstein zu übernehmen. Von diesem Zeitpunkt an, während 33 Jahren, wirkte Franz Xaver Kreienbühl als Pfarrer von Wolhusen. Er hat sich nicht geschont und sich sehr viel zugemutet. Lange vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil, das die entscheidende Tätigkeit und Verantwortung der Kirche, mehr als wir es bis dahin gewohnt waren, in der eigentlichen Seelsorge erkannte, hat Pfarrer Kreienbühl die Begriffe von Dialog und seelsorgerlich ausgerichteter Verkündigung des Glaubens auf den ersten Platz seines Pastoralkonzeptes gesetzt. Seine priesterlichen Mitbrüder innerhalb und ausserhalb des Kantons Luzern und vor allem die Frauen und Männer der Pfarrei Wolhusen, die den ersten Einsatz ihres Seelsorgers und den anhaltenden Eifer seines ungestümen, aber überlegten, seines energischen und doch geduldigen, seines entschiedenen und doch liebenswürdigen, seines durchaus ernsthaften, aber doch mit Humor gespickten Vorgehens erlebten, staunen noch heute über die Leiden-

schaftlichkeit seines Mutes, den damals der eine und andere allzu kritisch als Übermut betrachtete. Aber die Antwort des Pfarreivolkes gab ihm recht. Der Zeit und dem Wort des Bischofs entsprechend legte er viel Wert auf zusätzliche Jugend- und Vereinsseelsorge. Es gelang ihm schon 1936, die Wolhuser Jugend und einen grossen Teil der katholischen Bevölkerung für den Bau eines Vereinshauses zu begeistern, das er mit viel Fronarbeit und einer fast unglaublich erfolgreichen Beschaffung der nötigen Finanzen geradezu aus dem Boden heraus zauberte. Es war das erste pfarreiliche Vereinshaus auf der Luzerner Landschaft. Im Religionsunterricht und in der Sonntagschristenlehre wusste er autoritäres Auftreten mit Kinder- und Jugendfreundlichkeit zu verbinden und in der schulentlassenen Jugend verstand er, Verständnis zu wecken für katholische Konsequenz und frohes, kameradschaftliches Zusammensein.

Dass er trotz des besonderen Stellenwertes, den er der Jugend in seinem seelsorgerlichen Denken gab, die christliche Arbeiterschaft, den Einsatz für Bedürftige, für geistig und körperlich Behinderte, die Sorge für kinderreiche Familien, die Förderung des sozialen Wohnungsbaues und familiengerechter Löhne, die Töchter-, die Frauen-, Mütter- und Männerseelsorge, das seelsorgerliche Ethos, das ihn als Feldprediger im Infanterie-Regiment 20 begleitete, die Exerzitienbewegung, vor allem bei den Männern, und die ökumenische Arbeit nicht vernachlässigte und darüber hinaus immer noch Zeit und Interesse fand für das kulturelle, gesellschaftliche und politische Leben der Gemeinde und des Kantons, war bei seinem Temperament zwar selbstverständlich, aber im Hinblick auf seine körperlichen und psychischen Kräfte doch eigentlich erstaunlich. Wenn wir die priesterliche Grundhaltung des Heimgegangenen betrachten, aus der heraus allein sein treuer Dienst in Pfarrei und Bistum, aber auch in Gemeinde und Kanton möglich war, können wir ihm nur dankbar sein. Die Anteilnahme des Volkes, der Behörden und der geistlichen Mitbrüder bekundet deutlich das Vertrauen, das wir alle ihm entgegengebracht haben. Dass der Weihbischof und residierende Domherr des Standes Luzern, Dr. Otto Wüst, als Hauptzelebrant dem Trauergottesdienst vorstand, bestätigt das Ansehen, das er auch bei der Bistumsleitung gefunden hatte.

Pfarrer Kreienbühl hat sich so mit seinem Pfarreivolk identifiziert, dass er sich nie entschliessen konnte, seine Pfarrei zu verlassen. Nebst andern Überlegungen, die ihn dazu veranlasst haben, auszuharren, war er vor allem überzeugt, dass Wolhusen ein Spitalzentrum werden müsse. Er glaubte es der Gemeinde, der Pfarrei, der Region und dem Kanton schuldig zu sein, solange nicht auf die Pfarrei zu verzichten, als bis dieses Werk realisiert werden konnte. Eine ähnliche Feststellung drängt sich auf für die Planung und Durchführung der Innen- und Aussenrenovation der Pfarrkirche und des Baues der Kirche auf dem Steinhuserberg. Pfarrer Kreienbühl war bestimmt für Wolhusen eine providentielle Priesterpersönlichkeit.

Im Jahre 1955 liess er sich im Einverständnis mit Bischof Dr. Franziskus von Streng zum nichtresidierenden Domherrn des Standes Luzern wählen. Er sah in dieser Aufgabe eine zusätzliche Möglichkeit, dem Bischof und der Diözese zu dienen. In der Führung der Pfarrei hatte er seine klaren Prinzipien, in die er sich kaum hineinreden liess. Aber es gelang ihm doch, seine Vikare weniger als Untergebene, sondern mehr als priesterliche Freunde zu selbständiger Leistung anzuhalten. Während Jahrzehnten waren auch die Patres von Immensee im Exerzitienhaus St. Josef seine treuen Mitarbeiter, wofür er aufrichtig dankbar blieb.

Das Lebensbild des Verstorbenen wäre unvollständig, wenn wir nicht noch seiner Jugendzeit und seiner Eltern in Pfaffnau gedenken würden, des Gemeindeschreibers und früheren Lehrers Josef Kreienbühl und seiner Mutter Franziska, geborene Hegi, der Schwester des damaligen Pfarrers Hegi von Hochdorf. Franz Xaver war das achte von elf Geschwistern. Das Vaterhaus und die Familie waren und blieben die eigentliche Kraftquelle seiner geradlinigen religiös-kirchlichen Haltung und Arbeit. Nach der Primarschule in Pfaffnau vermittelten ihm die Mittelschulen in Beromünster und Einsiedeln und die theologischen Fakultäten in Luzern, Freiburg i. Br. und Freiburg/Schweiz das schulische und wissenschaftliche Rüstzeug.

Vielen Menschen, Gemeinschaften und Werken hat er treue und zuverlässige Dienste geleistet, die ihm alle herzlich danken.

Ein Abschiedswort des heimgerufenen Pfarrers an seine Gemeinde bilde den Schluss dieser bescheidenen Würdigung: «Meinen lieben Pfarrkindern sagt, dass ich alle ohne Ausnahme liebte und nie etwas anderes wollte, als ihre unsterbliche Seele retten, sie Gott näher führen. Ich weiss, dass man mich nicht immer verstand, dass meine Schale herb und rauh schien. Doch innerlich fühlte ich mehr als ich äusserlich zeigte. Ich verzeihe allen alles und bitte, auch mir zu verzeihen. Sagt ihnen, dass ich weiter für sie sorgen werde in Gebet und Bitte. Betet auch für Eure verstorbenen Priester. Unsere Verantwortung ist zu gross, als dass wir sie allein tragen könnten.»

Joseph Bühlmann

Neue Bücher

St. Maria im Kapitol zu Köln

Drutmar Cremer/Kyrilla Spiecker, Preisen sollen Dich alle Völker. Betrachtungen zu den Plastiken an St. Maria im Kapitol zu Köln nach Photos von Oswald Kettenberger, Echter Verlag, Würzburg 1977, 68 Seiten.

Die Grossstadt Köln besitzt einen unglaublichen Reichtum romanisch-rheinischer Kunst – sie ist ein Florenz der Romanik. Unter diesen Kunstwerken haben die geschnitzten Holztüren von St. Maria im Kapitol einen grossen Wert, und sie vermögen auch heute noch zu faszinieren. Man denkt an St. Zeno in Verona, an die Domtüren von Hildesheim und Augsburg, nur dass das Material hier nicht Bronze, sondern Nussbaumholz ist. Weitere Vergleiche bieten ottonische Elfenbeinschnitzereien oder bekannte Codices wie der Codex Aureus von Nürnberg. Die Sprache dieser Bilder hat eine eigentümliche Aussagekraft: hieratischer Ernst und rheinische Fabulierfreude zugleich. So ist es nicht zu verwundern, dass gerade dieser Bildzyklus zu Bildbetrachtungen, wie sie heute sehr beliebt sind, anregt. Pater Drutmar Cremer aus der Abtei Maria-Laach und Schwester Kyrilla Spiecker aus der Frauenabtei vom Heiligen Kreuz in Herstelle haben die Meditationen in verhaltener, dichterischer Sprache verfasst. Sie deuten den evangelischen Vorgang, suchen behutsam zu ergründen, was der unbekannte Künstler aussagen wollte, und deuten an, wie beides in die christliche Gegenwart transportiert werden kann. Die Bildtafeln von Pater Oswald Kettenberger, Maria Laach, sind photographische Meisterwerke.

Leo Ettlin

Das Kloster Santa Caterina zu Locarno wurde am 8. September 1628 von Como aus gegründet. Die Gemeinschaft, die heute 20 Mitglieder zählt und unter der Leitung der Superiora Sr. Caterina Püntener steht, beging ihr Jubiläum unter anderem mit der ansprechenden Festschrift «Monastero di Santa Caterina. 350 anni di presenza agostiniana in Locarno». Die Schwestern verdienen sich ihren Lebensunterhalt mit Hostienbäckerei, Pflege von Kirchenwäsche und Paramenten, Landwirtschaft und Rebbau.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Walter von Arx, Leiter des Liturgischen Instituts, Gartenstrasse 36, 8002 Zürich
Hildegard Bannwart-Krieger, Auf Weinbergli 17, 6005 Luzern
Dr. Joseph Bühlmann, Ehrendomherr, Rigistrasse 31, 6006 Luzern
Dr. P. Leo Ettlin OSB, Rektor der Kantonsschule, 6060 Sarnen
René Girard, Pfarrer, 3780 Gstaad
Willy Kaufmann, lic. iur., Presse- und Informationsdienst der Universität, 1700 Freiburg
Kurt Koch, dipl. theol., Assistent, Adligenswilerstrasse 15, 6006 Luzern

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor
Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7—9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22

Mitredaktoren
Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27
Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate
Raeber AG, Frankenstrasse 7—9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22, Postcheck 60 - 162 01

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 52.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 62.—; übrige Länder: Fr. 62.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.50 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

Stundenbücher

«Das Brevier ist tot, es lebe das Stundenbuch.» Die Zeit, da jeder Geistliche das römische lateinische Brevier bei sich trug und es zu irgendeiner Zeit des Tages «absolvierte», kommt wohl nicht wieder. An seine Stelle tritt das Stundenbuch in der Muttersprache, im Kern nicht wesentlich verschieden vom Brevier, aber doch mit neuen Akzenten und Formen. Dabei wird immer wieder gesagt, dass es am sinnvollsten zusammen mit dem Volk Gottes gebetet werden sollte. Was bisher ausgesprochen dem Klerus überbunden war, sollte auch den Laien zu eigen werden.

Weniger bekannt dürfte sein, dass ein solches Stundengebet für die Laien keine Erfindung unserer Tage ist. Noch bevor es gedruckte Bücher gab, haben Laien ihr Stundengebet gehabt. Freilich konnten sich nur reiche Leute so ein handgeschriebenes Buch leisten. Die es sich aber leisten konnten, machten daraus ein Statussymbol. Unter den Mitgliedern der Fürstenhäuser im westlichen Europa gehörte es im Mittelalter und in der Renaissance zum guten Ton, ein von Künstlerhand raffiniert ausgeschmücktes und reich bebildertes Stundenbuch zu besitzen.

John Harthan, einer der grossen Kenner dieses Genus litterarum, hat einige der schönsten Seiten aus den uns erhaltenen Stundenbüchern ausgewählt und in einem reizvollen Bildband allen zugänglich gemacht.[1] 73 Farbseiten aus 34 verschiedenen Stundenbüchern von Fürsten und Vornehmen werden von Texten mit genauen technischen Daten und Angaben zur Person des jeweiligen Auftraggebers oder Besitzers begleitet. Hier wird eine uns fast unbekannte Seite religiösen Lebens und christlicher Kultur der Vergangenheit vor uns aufgeschlagen. Ein köstliches Geschenkbuch und zur rechten Stunde erschienen.

Karl Schuler

[1] John Harthan, Stundenbücher und ihre Eigentümer, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1978, 192 Seiten.

Besitzen Sie noch keinen

Tonfilm-Projektor 16 mm?

Dann melden Sie sich bei uns. Wir werden Ihnen eine ausserordentlich günstige Offerte unterbreiten für einen neuen **Bauer P 7** (meistgekaufter Schulapparat in Europa). 5 Jahre Garantie.

Cortux-Film AG, Rue Locarno 8
1700 Freiburg
Telefon 037 - 22 58 33

MÜLLER

Für Kerzen zu

Rudolf Müller AG
Tel. 071 · 75 15 24
9450 Altstätten SG

Römisch-Katholische Kirchgemeinde Birmensdorf

Wir suchen einen

Katecheten

der an der Oberstufe Religionsunterricht erteilt.
Evtl. Mitarbeit in der Jugendarbeit.

Beginn: Frühjahr 1979.

Besoldung nach den Richtlinien der römisch-katholischen Zentralkommission.

Interessenten für dieses Nebenamt melden sich bitte bei: Pfarrer G. Auf der Mauer, Sennhüttenstrasse 8, 8903 Birmensdorf, Telefon 01 - 737 13 40.

RAEBER BÜCHER TIP

Günther Klempnauer

Wenn ich nur noch einen Tag zu leben hätte

Karton, 240 Seiten, Fr. 20.40

Solche Gefühle aus dem innersten Herzen, aus dem Urinstinkt der Todesangst heraus, kommen in normalen Aufsätzen nicht vor.

Buchhandlung RAEBER AG
6002 Luzern

Kerzenfabrik Andrey Séverin

Rue de la Carrière 10
Tel. 037 - 24 42 72
1700 Freiburg

Geschenke
mit denen Sie ankommen!

Pullover mit V-Ausschnitt
ohne Ärmel ab 48.80
mit langen Ärmeln ab 78.–

Pullover, hochgeschlossen mit 2 cm Bördchen, schwarz und mittelgrau, Botany-Wolle 53.80

Strickwesten, grau mit Knöpfen, 2 Taschen, fein passepoiliert ab 98.–

Hemden, uni, gestreift und anthrazit ab 43.80

Krawatten, Clips- oder Selbstbinder ab 12.80

Anzüge, uni oder gemustert, feinste Ausführung ab 368.–

Lodenmäntel
mittelgrau ab 218.–

ROOS
Herrenbekleidung
Frankenstrasse 9, 6003 Luzern
Telefon 041-22 03 88, Lift

Mehr als ein Geschenk

Schweizer Ministranten-kalender 1979

Stärker als in andern Jahren ist er 1979 ein **Arbeitsmittel.**

Ministrantenrunden zum Thema «Ministrant»
Den «Werkbogenkalender» einführen: Texte und Bilder vergleichen. Das «versteckte Glaubensbekenntnis» herausfinden. Der Ministrant im Jahr des Kindes. Liturgie für und mit Ministranten.

Religionsunterricht mit dem Ministrantenkalender
Meine Welt. Viele Anregungen (mein Zimmer, mein Garten usw.) verlebendigen den Religionsunterricht.
Die weite Welt. Erzählungen aus der Dritten Welt eignen sich zum Vorlesen und Besprechen.
Die grosse Welt. Beiträge über das Gespräch mit Erwachsenen, über das Fernsehen usw. können in verschiedene Zusammenhänge eingebaut werden.

Ein Kalender für Buben und Mädchen
Wettbewerb, Bunte Seite, Anregungen zum eigenen Tun schenken viel Plausch, sorgen für Unterhaltung.

Preis für den 96seitigen, farbigen Kalender **Fr. 5.– .**

Wir danken Ihnen für Ihre Bestellung.

Arbeitskreis Ministrantenkalender 1979
Oblaten des hl. Franz von Sales
Postfach 785, 6002 Luzern

Die Römisch-Katholische Kirchgemeinde Bülach

sucht ab sofort oder Frühjahr 1979 eine(n) einsatzfreudige(n)

hauptamtliche(n) Katechetin(en)

für die Pfarreien **Bülach** und **Embrach.**

Aufgabenbereich:
- Religionsunterricht an der Mittel- und Oberstufe
- Mitarbeit in der Pfarreiseelsorge

Wir bieten gute Zusammenarbeit in einem jungen Team. Die Anstellungsbedingungen sind gemäss den Richtlinien der Zentralkommission des Kantons Zürich.

Anfragen sind bitte zu richten an:
Herrn **Anton Giger,** Kirchenpfleger, Spichergasse 560, 8185 Winkel, Telefon 01 - 860 73 05
Herrn **Tarcisi Venzin,** Pfarrer, Scheuchzerstrasse 1, 8180 Bülach, Telefon 01 - 860 14 34

Rauchfreie

Opferlichte

in roten oder farblosen Kunststoffbechern können Sie jetzt vorteilhafter bei uns beziehen.

Keine fragwürdigen Kaufverpflichtungen.
Franko Station bereits ab 1000 Lichte.

Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
6210 Sursee, Tel. 045 / 21 10 38

Kirchlicher Terminkalender 1979

nach dem römischen Kalender und dem Kalender des deutschen Sprachgebietes

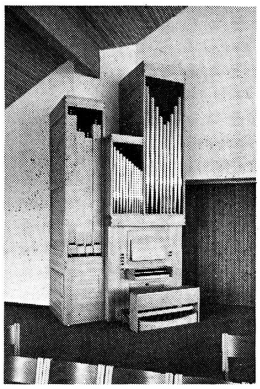
Format 17 × 23 cm, 136 Seiten, gebunden mit Innentasche, Zeichenband, farbigem Rücken und Jahreszahl, Preis 15.80 DM zuzügl. Versandkosten.

Im 28. Erscheinungsjahr für über 8000 Pfarreien und Seelsorgestellen eine wertvolle Hilfe.

Dienstplan der Woche in einer Übersicht – Freizeilen für Messintentionen, Stipendien, Eigenfeste, Veranstaltungen – Sonn- und Festtage in Rotdruck – Vormerkkalender 1980 – Krankenseelsorge, Religionsunterricht, Statistik, Ferien, Chronik, Anschriften

Auf Wunsch liefern wir Ihnen dieses Buch zur Ansicht. Zur Besprechung in der Dekanatskonferenz liegt ein kostenloses Exemplar bereit.

VERLAG FRANZ SCHMITT
Postfach 243, D - 5200 Siegburg



Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)

Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn

Telefon 055 - 75 24 32
Privat 055 - 86 31 74

Zu verkaufen

Siemens 16 mm-Tonfilmprojektor

älteres Modell, aber in Topzustand, da sehr wenig gebraucht. Magnettonaufnahme und -wiedergabe, Lichttonwiedergabe, Zoomobjektiv. Geeignet für Gruppen, Vereine oder Schulen.

Auskunft Telefon 071 - 94 19 68

Umständehalber wieder frei vom 30. Juni bis 14. Juli 1979 schönes, neues

Ferienlager

maximal 102 Plätze, alle Einrichtungen modern und vorhanden, günstiger Mietpreis.

Rasch entschlossene Interessenten mögen sich melden bei der Gemeindeverwaltung, 7531 Müstair, Telefon 082 - 8 53 66.

A. Z. 6002 LUZERN
00247023
PFAMMATTER JOSEF DR.
PRIESTERSEM.ST.L
7000 CHUR
63000

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

RÆBER BÜCHER TIP

Carl Friedrich von Weizsäcker

Deutlichkeit

Beiträge zu politischen und religiösen Gegenwartsfragen
Leinen, 184 Seiten, Fr. 24.–

Zu beziehen durch:
Buchhandlung Raeber AG
Frankenstrasse 9, 6002 Luzern

SAMOS des PERES
MUSCATELLER MESSWEIN

KEEL & CO. AG
Weine
9428 Walzenhausen
Telefon 071 - 44 14 15
Verlangen Sie unverbindlich eine kleine Gratisprobe!

Die katholischen Kirchgemeinden Gebenstorf/Birmenstorf AG
suchen auf Ende April 1979 oder nach Vereinbarung

Katecheten

der Freude hat an selbständigem, initiativem Arbeiten.

Aufgabenbereich:
- ca. 12 Std. Religionsunterricht an der Mittel- und Oberstufe;
- Nachschulische Jugendarbeit (Jungwacht, Blauring, Christenlehre);
- Mitgestaltung von Gottesdiensten;
- Büroarbeiten in bescheidenem Umfang.

Die Anstellung erfolgt nach den Richtlinien der Aargauischen Synode.

Nähe Auskunft erhalten Sie durch Eugen Stierli, Pfarrer, 5412 Gebenstorf, Telefon 056 - 23 10 16.

48 / 30. 11. 78